



Die Feier des fünfhundertfünfundzwanzigjährigen Bestehens der Universität Rostock

[Druckfahne], Rostock: Universität Rostock, 1945

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn657041254>

Archivale Freier  Zugang  OCR-Volltext

Die Feier des fünfzehnhundertfünfundsiebzigjährigen Bestehens der Universität Rostock

Am 12. November 1944 jährte sich zum fünfzehnhundertfünfundsiebzigsten Male der Gründungstag der altherwürdigen Alma Mater Rostochiensis. Bereits am 13. Februar 1419 hatte Papst Martin V. den Herzögen zu Mecklenburg Johann und Albrecht V. in einer Bulle die Genehmigung zur Errichtung einer Universität in Rostock mit einer juristischen, medizinischen und philosophischen Fakultät erteilt. Die feierliche Inauguration der Universität fand jedoch am 12. November desselben Jahres statt, der somit als Gründungstag gilt. Im Januar 1432 wurde die theologische Fakultät hinzugefügt und Rostock zur Volluniversität erhoben. Sie ist die älteste Universität Nordeuropas und nach ihren Schwestern Heidelberg und Leipzig die drittälteste Universität des Altreiches sowie ferner nach Prag und Wien die fünfälteste deutsche Universität.

Dem Ernste des sechsten Kriegsjahres Rechnung tragend, sahen Rektor und Senat der Universität von einer großen Feier ab und beschränkten sich auf eine Gedenkstunde am Sonnabend, dem 18. November 1944, in der Universitätsaula mit einem sich aus dem vorstehenden Inhaltsverzeichnis unter 2. bis 8. ergebenden Programm. Es wurde durch musikalische Darbietungen eines Streichquartetts von den Universitätsangehörigen Professor Dr. Kurt Maurer (1. Violine), Fräulein cand. med. Vera Stühr (2. Violine), Bibliotheksassessor Dr. Heinrich Rohloff (Bratsche) und cand. med. Hanns Hennemann (Violoncello) umrahmt. Gespielt wurden zu Anfang Haydn „Allegro aus dem Streichquartett Nr. 76“ und nach der Gefallenenehrung Joh. Seb. Bach „Aus der Kunst der Fuge“.

Rechtzeitig füllte sich die Aula mit den geladenen Gästen, den Mitgliedern des Lehrkörpers und den Studenten der Universität bis auf den letzten Platz, so daß pünktlich um 9.30 Uhr die Gedenkstunde beginnen konnte. Damit auch anderen Freunden der Universität Gelegenheit geboten wurde, sich an der Jubiläumsfeier zu beteiligen, fanden am Nachmittage des 18. November die beiden im Inhaltsverzeichnis unter 9. und 10. aufgeführten öffentlichen Vorträge statt. Die Zahl der Teilnehmer an diesen beiden wissenschaftlichen Vorträgen war ebenfalls sehr groß.

Schon am Jubiläumstage wurde von vielen Gästen der Wunsch geäußert, die Ansprachen, Reden und wissenschaftlichen Vorträge in einer Gedenkschrift zu veröffentlichen. Da die Universität Rostock sich während des ganzen Krieges die weitestgehenden Einschränkungen in ihren Publikationen auferlegt und so einen sehr geringen Papierbedarf für Veröffentlichungen beansprucht hat, wurde dank den Bemühungen des Stellvertretenden Gauleiters und des Carl-Hinstorffs-Verlages das Papier für die Schrift genehmigt und dem Verlage die Druckerlaubnis erteilt. Somit ist es der Universität Rostock möglich, den fernmatrikulierten und fernbetreuten Studenten im Waffenrock und den Freunden der Universität als Ausdruck eines bescheidenen Dankes die Gedenkschrift „Zum fünfzehnhundertfünfundsiebzigjährigen Bestehen der Universität Rostock“ zu überreichen.

Seestadt Rostock, im Januar 1945.

Der Herausgeber.

Begrüßungsansprache des Rektors der Universität Rostock, Professor Dr. med. Kurt Wacholder, und Gefallenenehrung

Stellvertretender Gauleiter! Herr Staatsminister!
Meine Damen und Herren!

Die Seele der Geschichtsschreibung liegt in den Antrieben, welche sie uns gibt, sagt Nietzsche in seiner Betrachtung über Nutzen und Nachteil der Historie. Nur aus diesem seelischen Momente des Antriebes heraus läßt es sich auch rechtfertigen, wenn wir heute in der Zeit des totalen Kriegseinsatzes hier zu einer Gedenkstunde der Geschichte unserer Universität zusammengekommen sind. Welche Antriebe kann uns denn die Geschichte unserer ehrwürdigen Alma Mater Rostochiensis geben?

Am 12. November 1419 wurde in einem feierlichen Akte unsere Rostocker Universität als erste Hochschule des ganzen germanischen Nordens offiziell gegründet, und bereits wenige Tage darauf begann sie, nachdem sie sich ihre Satzungen gegeben hatte, mit dem Unterrichte. So können wir denn heute auf fünfzehnhundertfünfundsiebzig Jahre fortgesetzten Wirkens zurückblicken, und ich glaube, wir dürfen wohl getrost sagen, von einigen Perioden abgesehen im großen und ganzen doch einer recht fruchtbaren Lehr- und Forschungstätigkeit, die sich weit über das engere mecklenburgische Heimatland hinaus erstreckt hat in den nordischen Raum einerseits und andererseits, wenigstens zu manchen Zeiten und so vor allem auch wieder in den letzten Jahrzehnten, in die anderen Teile unseres großen deutschen Vaterlandes. In dieser langen, langen Zeit hat die Universität nicht nur gute Jahre erlebt, in denen das Schaffen leicht war, sondern auch ein reichliches Maß von schweren Jahren, in denen ihr Weiterbestehen nicht mehr möglich schien. Aber immer haben unsere Vorfahren in zähem Lebenswillen durchgehalten und uns damit ein Beispiel gegeben und auch eine Verpflichtung auferlegt, es ihnen in den jetzigen schweren Tagen nachzutun.

Es ist merkwürdig in der Geschichte unserer Universität, daß gerade die großen Gedenktage ihres Bestehens fast alle in für sie ernste, zum Teil sogar besonders schwere Zeiten fielen. Schon als sie 1519 die ersten hundert Jahre hinter sich gebracht hatte, war dies so; denn zwei Jahre zuvor hatte Luther durch den Anschlag seiner Thesen eine schwelende Glut zu hellem, weithin sich ausbreitendem Brande entfacht, zu einem

Brande, der dann in den folgenden Jahrzehnten auch unsere Universität zu verschlingen drohte. 1619 war es zwar in der engeren Heimat noch friedlich, aber vom Süden zogen schon seit einem Jahre drohende Kriegswetter herauf, die dann auch in den folgenden neunundzwanzig Jahren das ganze Deutsche Reich aufs schwerste verwüsten sollten. 1719 tobte ein anderer Krieg, der sogenannte Nordische, der zwar unser Vaterland nicht direkt betraf, der aber den gerade nach den kampfführenden Staaten Schweden und Rußland stark ausgerichteten Handel unserer Heimatstadt und damit eine der hauptsächlichsten materiellen Grundlagen unserer Universität sehr in Mitleidenschaft zog. Dies wog um so schwerer, als gerade zu dieser Zeit tiefste Zerwürfnisse mit dem Landesfürsten entstanden und damit auch die andere materielle Stütze der Universität ins Wanken geriet. Aber nicht nur materiell brachte der Nordische Krieg schweren Schaden, sondern auch dadurch, daß in ihm mit Schweden dasjenige Land unterlag, in welches die Rostocker Universität hauptsächlich ihren geistigen Einfluß ausgestrahlt hatte. 1819 mag zwar als ein glücklicheres Jahr erscheinen, zumal nach den kurz zuvor siegreich beendeten großen Befreiungskriegen. In der Tat ist auch anscheinend diese Jahrhundertfeier glanzvoll begangen worden. Doch auch diesmal grollte schon in der Ferne ein neue Stürme ankündigender Donner; denn die Freiheitskriege hatten innerpolitisch das nicht gehalten, was man sich von ihnen versprochen hatte, und kurz vor dem Feste waren die unheilvollen Karlsbader Beschlüsse zustande gekommen zur Bekämpfung der Einheits- und Freiheitsideen der deutschen Jugend und damit zur Knebelung der Universitäten. Im Jahre 1919 vollends tiefste Erniedrigung unseres Volkes und schlimmstes wirtschaftliches und geistiges Elend.

Aber zu allen Zeiten hat es Männer an unserer Universität gegeben, welche den Mut und die Hoffnung nicht verloren, und außer 1719, wo der Herzog die Planungen durchkreuzte, kam man an den Gedenktagen stets zusammen und trat vor die Öffentlichkeit zu feierlichen Stunden der Besinnung auf die Vergangenheit und des glaubensvollen Bekenntnisses an die Zukunft. Diese jahrhundertlang gezeigte Haltung verpflichtet, und wir nehmen die Verpflichtung freudigen Herzens auf uns. So sind wir denn hier zu einer feierlichen Gedenkstunde zusammengekommen, auch wenn es sich nicht um ein weiteres volles Jahrhundert handelt, sondern nur um einen Fünfundzwanzig-Jahr-Abschnitt. Wir sind zusammengekommen nicht, trotzdem die Zeiten schwer sind, sondern weil sie es sind und weil wir darum öffentlich bekunden möchten, daß wir gewillt sind, der großen Linie unserer Universität uns würdig zu erweisen und unseren Vorgängern an zähem Lebens- und Leistungswillen nicht nachzustehen.

Ich weiß, daß in diesem Leistungsbekenntnis und in diesem Glauben an ein gedeihliches Weiterbestehen unserer Hochschule wir alle, Dozenten und Studenten, eine Einheit, eine universitas, bilden. Sie, meine hochverehrten Gäste, haben dadurch, daß sie so zahlreich der Einladung zu unserer Gedenkstunde gefolgt sind, uns ihr Vertrauen in unser Mühen und Streben, unser Glauben und Hoffen erwiesen. Wir danken Ihnen allen auf das wärmste dafür.

Ich begrüße vor allem herzlich den Stellvertreter unseres leider verhinderten Gauleiters und Reichsstatthalters und mit ihm die anderen hier erschienenen Hohenräte der Partei und die Führer der Parteigliederungen. Stellvertretender Gauleiter, Sie nehmen in diesem Jahre bereits das zweitemal an einer Feier unserer Hochschule teil. Im Januar haben Sie zur Eröffnung der Rostocker Hochschulwoche uns eine großangelegte Ansprache gehalten, die uns gezeigt hat, wie tief Sie sich mit den Fragen der allgemeinen Auswirkungen der Wissenschaften beschäftigt haben und wie regen Anteil Sie daher an der Arbeit unserer Universität nehmen. So darf ich denn freudig begrüßen, daß Sie uns heute wiederum mit Ihrem Erscheinen beehren und uns zeigen, daß Ihr so wertvolles Interesse an der Universität noch gleich rege ist.

Ich begrüße besonders herzlich den Herrn Staatsminister von Mecklenburg. Herr Staatsminister, wenn die Universität Sorgen hat, mit denen sie allein nicht fertig wird, oder besondere Wünsche, dann wissen wir, daß wir uns jederzeit an Sie persönlich wenden können. Wir wissen, daß es dann auch Ihre Sorgen und Wünsche werden und daß Sie alles tun, was in Ihren Kräften steht. Wir danken Ihnen für dieses ganz persönliche Vertrauensverhältnis und dazu noch dafür, daß Sie durch Ihr heutiges Erscheinen erneut zeigen, daß die Universität auch noch weiter Ihre Landesuniversität ist.

Ich habe weiter die große Freude, Herrn Bürgermeister Dr. Grabow als Vertreter des leider verhinderten Herrn Oberbürgermeisters unserer Stadt begrüßen zu dürfen. Das ursprüngliche Kompatronat der Stadt, vermöge dessen die Hälfte der Professoren direkt von der Stadt angestellt wurde, ist zwar vor mehr als einem Jahrhundert aufgehoben worden, aber die Universität hat deshalb nicht aufgehört, sich auch weiterhin noch als das Kind der Stadt Rostock zu betrachten, und das Stadtoberhaupt und die Herren Stadträte, die ich gleichzeitig hiermit begrüße, haben uns dankenswerterweise ihre Fürsorge auch nicht entzogen. Ein Zeichen dafür ist ja, daß Sie, Herr Oberbürgermeister, den Vorsitz unserer Universitätsgesellschaft führen, welcher unsere Institute und Seminare so manche wertvolle Beihilfe zu verdanken haben. Ich begrüße darum zahlreiche Mitglieder der Universitätsgesellschaft und danke Ihnen allen für die durch ihre Anwesenheit wiederum bezeugte Teilnahme an unserer Universität.

Ferner begrüße ich auf das wärmste die Vertreter der Wehrmacht, mit der unsere Universität von Jahr zu Jahr stärker werdende Bande verknüpft, ist doch die Forschung in unseren Instituten immer mehr und letztthin durch den Zusammenschluß in einer Wehrforschungsgemeinschaft völlig auf die Lösung kriegswichtiger Fragen ausgerichtet und besteht doch der allergrößte Teil unserer Studenten aus Wehrmachtangehörigen.

Eine besondere Freude ist es mir, auch die Herren Rektoren unserer Nachbaruniversitäten Greifswald und Kiel begrüßen zu dürfen. Ich danke Ihnen, meine Magnifizenzen, daß Sie Ihr uns stets bewiesenes freundschaftliches Verhalten auch heute wieder durch Ihre Anwesenheit bezeugen.

Es ist mir leider nicht möglich, alle anderen, die unserer Einladung so freundlich gefolgt sind, noch einzeln zu begrüßen, darunter die Ver-

treter der verschiedenen Behörden, die alle stets auf das freundschaftlichste mit uns zusammengearbeitet haben. Die Universität dankt auch Ihnen allen auf das wärmste. Es ist so mancher ehemalige Student unserer Universität unter ihnen, dem seine alte Alma Mater hiermit einen besonderen Willkommensgruß entbietet.

Zuletzt, aber darum doch genau so herzlich, begrüße ich Sie, unsere Studentinnen und Studenten. Es mag Ihnen merkwürdig erscheinen, daß ich das überhaupt tue; denn Sie sind doch keine Gäste, sondern gehören ebenso wie die Dozenten zur Universität. Ja, Sie sind sogar der eigentliche Kernpunkt der ganzen Universität, um den sich alles dreht. Sie sind die Gegenwart, auf die eine solche Gedenkfeier ausgerichtet sein muß; denn wie das eingangs zitierte Nietzsche-Wort sagt, rechtfertigt sich alle Beschäftigung mit der Vergangenheit letzten Endes immer doch nur dadurch, daß sie kräfteweckend für die Gegenwart wirkt. Nur daß Sie Kenntnisse sammeln und mit den Kenntnissen für den Daseinskampf unseres Volkes wichtige Kräfte gewinnen, ist ja auch der Grund, warum Ihnen das große Glück zuteil wurde, jetzt, im sechsten Kriegsjahr, noch weiterstudieren zu dürfen. Vitae discimus, für das Leben lernen wir, sagt der alte lateinische Spruch, und unser Leben hängt jetzt ganz von unserem Kriegspotential ab. So sind Forschung und Unterricht an unserer Universität ganz auf die Steigerung des Kriegspotentials eingestellt, allerdings — und das liegt eben im Wesen der wissenschaftlichen Betätigung — nur zum kleineren Teil auf die Steigerung des akuten Potentials, in der Hauptsache vielmehr weit vorausblickend auf kommende oder auch nur möglicherweise kommende Bedürfnisse. Die Universitäten müssen es tragen, daß deshalb ihre Tätigkeit meist nicht so einleuchtend als kriegswichtig erscheint, wie sie es in Wirklichkeit ist. Wenn wir aber überhaupt in der für gründliche Wissenschaft nun einmal erforderlichen Ruhe noch auf lange Sicht arbeiten können, dann ist das ja nur möglich dank des beispiellosen Einsatzes unserer Soldaten, Arbeitsdienstmänner und neuerdings auch Volkssturmmänner und zugleich dank des unermüdlichen Schaffens aller in der Rüstungsindustrie oder in sonstigen kriegswichtigen Betrieben Eingesetzten. Dessen sind wir uns stets bewußt, und wir wollen und können es auch in dieser Gedenkstunde nicht vergessen. Wie immer, wenn es sich um den Einsatz für unser Volk gehandelt hat, steht auch in diesem Kriege ein großer Teil der Universitätsangehörigen, vor allem der Studenten, an der kämpfenden Front. Wir denken ihrer aller voller Stolz, und mit ihnen denken wir vor allem voller stolzer Trauer derjenigen, welche ihren Treueid mit dem Heldentode besiegelt haben.

Vom Kriegsbeginn an sind 112 Angehörige der Universität auf dem Felde der Ehre gefallen. Zusammen mit dem Dozentenführer und dem Studentenführer lege ich allen Gefallenen zu Ehren dankerfüllt diesen Kranz am Ehrenmal nieder. Nach altem Brauch wollen wir auch heute die Namen der Gefallenen ausrufen zum Zeichen, daß auch sie unter uns weilen.

Ihr Leben ließen für Führer und Volk:

Von den Dozenten und Assistenten:

Becker, Heinrich	Müller, Jürgen
Gissel, Heinrich	Pensky, Peter Olaf
Hoffmann, Hans	Pensky, Charlotte
Landherr, Walther	geb. Permien
Maegdefrau, Edmund	Reuter, Hans

Von den Studenten:

Balow, Friedrich	Niemann, Karl Heinrich
Beckmann, Heinrich	Peters, Walter
Berger, Volkhardt	Pieck, Wolf Dieter
Bliemeister, Werner	Povenz, Karl Heinz
Bromme, Horst Harald	Prellwitz, Franz Joseph
Büchsel, Helmut	Prüter, Erich
Bünger, Gustav	Resch, Edmund
Busch, Karl Heinz	Richter, Friedrich Wilhelm
Crull, Paul Werner	Ritter, Bernhard
Dau, Friedrich Wilhelm	Rüdiger, Karl Joachim
Dietz, Hans	Ruppert, Egon
Dreyer, Hans Dietrich	Sach, Adolf Christian
Dusch, Heinz	Saß, Christoph
Eschka, Rudolf	Siebenschuh, Siegfried
Fischer, Helmut	Siecke, Horst
Fleischmann, Gerhard	Sievers, Klaus
Flügge, Joachim	Scherff, Waltraut
Fräse, Heinz	Scheuerl, Karl
Gessert, Franz	Schlaupmann, Herbert
Goerlt, Theodor	Schmidt, Ludwig
Goosmann, Fritz	Schmidt-Rose, Wolfgang
Gräpel, Heinz	Schobelt, Hans Dietrich
Haenisch, Friedrich Karl	Schoof, Hans
Hagenberg, Günther	Schröder, Gerhard
Hänsel, Werner	Schröder, Heinz
Hennemann, Wolfgang	Schröder, Klaus
Hintz, Wolfgang	Schuchter, Fritz
Holst, Günter	Schütt, Werner
Honisch, Karl	Schweinecke, Erich
Hoppe, Ulrich	Stahl, Gottfried
Höppner, Karl Peter	Sternberg, Heinz
Hüttmann, Karl	Stockhausen, Adolf
Joussen, Helmuth	Tessin, Karl Heinz
Kaps, Herbert	Thiel, Hans Joachim
Kirchhoff, Kurt	Timm, Karl Heinz
Köhler, Heinz	Tittel, Gerhard
Kölzow, Erich	Trant, Volker
Graf von Korff, Kraft Klaus	Trumpf, Gerhard
Krasemann, Otto Georg	Vietense, Adolf
Lang, Gerd	Voigt, Klaus
Lieck, Rolf	Walter, Dietrich
Linden, Karl Hans	Walter, Karl Otto
Lorey, Horst	Wegner, Karl Heinz
Losehand, Günther	Weidemann, Karl Heinz
Moering, Martin	Wiencke, Hans Heinz
Müller-Schüle, Hans Joachim	Wilcke, Heinrich
Neumüller, Gustav Adolf	Wühlbrandt, Joachim
Zehrer, Werner	

Von den übrigen Universitätsangehörigen:

Hauth, Friedrich	Rossa, Josef
Herbst, Max	Schröder, Ludwig
Pank, Waldemar	Weisener, Fritz
Peters, Heinz	Wetzel, Wilhelm

Ihr, unsere Helden, seid und bleibt uns unvergessen. Wir geloben euch Treue um Treue mit allen unseren Kräften.

Rede des Stellvertretenden Gauleiters Gerd von Koerber

73.

Magnifizenz!

Parteigenossen, deutsche Männer und Frauen!

Ich überbringe der Universität Rostock zur Feier ihres fünfhundert-fünfundzwanzigjährigen Bestehens die Grüße und Glückwünsche des Gauleiters und Reichsstatthalters Hildebrandt. Zugleich übermittelt mit ihm die Partei ihre besten Wünsche. Herzlich schließe ich für meine eigene Person mich diesen an und gebe der Hoffnung Ausdruck, daß die durch Jahrhunderte erfolgreiche Entwicklung der Universität, die seit der Machtergreifung auf das stärkste gefördert wurde, sich in nicht zu ferner Zukunft weiter glücklich fortsetzen möge.

Eine Gedenkfeier wie die heutige läßt unsere Gedanken über einen Zeitraum von Jahrhunderten zurückschweifen und führt uns darüber hinaus zu allgemeinen Betrachtungen über Dauer und Vergänglichkeit von Einrichtungen, die in unserem Volke im Laufe der Zeiten geschaffen wurden, und läßt uns über die Gründe ihres Bestandes, ihrer Blüte oder ihres Verfalls nachdenken. Gerade als Politiker können wir an solchen Untersuchungen nicht vorbeigehen, weil die hier zu gewinnenden Erkenntnisse uns sehr wichtige Hinweise für eine Volksführung auf weite Sicht zu geben vermögen. Im Zuge einer solchen Betrachtung werden wir uns darüber klar, daß Einrichtungen innerhalb unseres Volkes nur dann in ihrem Bestand über Generationen gesichert sind, wenn die willensmäßige Einstellung und die innere Haltung, die zu ihrem Entstehen führten, konsequent erhalten bleiben und sich immer wieder in neuen Leistungen dokumentieren. Demgegenüber hat es wenig zu sagen, wie im Laufe der Zeit über die Leistungen im einzelnen und ihre Wertordnung gedacht und geurteilt wird. Entscheidend ist allein die bewußte oder unbewußte Beachtung des Prinzips.

Vielleicht erscheint manchem die gegenwärtige harte Zeit wenig dazu angetan, Betrachtungen über Wesen und Wert von Tradition und Ueberlieferung anzustellen, ebenso wie die Frage aufgeworfen werden kann, ob überhaupt unter den Erfordernissen des totalen Kriegseinsatzes eines Gründungstages in bescheidener, aber doch gehobener Form gedacht werden soll, wie dies heute hier geschieht. Hierauf ist zu antworten: Gewiß, die Umstände unserer Zeit verbieten jedes festliche Feiern in einem friedensähnlichen Stil und lassen auch keine müßigen Betrachtungen irgendwelcher Art zu. In angemessener Form jedoch die inneren Substanzwerte unserer Nation zu betonen, ja sich ihrer voll bewußt zu werden und mit ihnen sich gedanklich auseinanderzusetzen, dafür ist heute vielleicht mehr Anlaß denn je gegeben und damit zugleich auch eine Rechtfertigung für solches Tun. Denn unser Kämpfen und Ringen mit seinen harten Opfern geht ja letzten Endes um die Erhaltung einer vielhundertjährigen Überlieferung schlechthin, und zwar um den Bestand all jener im Laufe langer Zeiten geschaffener Einrichtungen und Lebensformen, die uns in der Regel so selbstverständlich wurden, daß wir uns derselben als etwas Geschaffenes kaum mehr bewußt werden; noch weniger dachten wir aber in normalen Zeitläuften überhaupt an die Möglichkeit, sie je verlieren zu können. Einmal erkannt, erblicken wir in diesen gesamten Kulturwerten den geheiligten Besitz unseres Volkes, einen Besitz, an dem jeder nach dem Maß seiner inneren Kraft und Reife teil hat und bei der eine Willkür, wie sie auch bei bester sozialer Ordnung bei der Verteilung materieller Güter doch irgendwie schließlich waltet, ausgeschaltet ist. Wir kennen den haßerfüllten Vernichtungswillen unserer Feinde, der seinen letzten Ursprung in Minderwertigkeitskomplexen hat. Wir wissen zu genau, daß der Bolschewismus und der ihm verwandte Amerikanismus die Vernichtung nicht nur des materiellen Reichtums unserer Nation herbeiführen wollen, den Generationen geschaffen haben, und daß sie damit die Voraussetzung einer gerechten Ordnung und sozialen Befriedung zerstören wollen. Sie erstreben tiefergreifend die Vernichtung der geistigen und seelischen Güter schlechthin, die das Wesen unseres Volkes und seiner Kultur und den Inhalt des Lebens unserer Nation ausmachen. Das Chaos der Auflösung brandet somit an gegen das in langen Zeiten Geschaffene und Gewordene.

Ein
Ein

Es ist nicht ganz leicht und nicht unbedenklich, den Begriff „Tradition“ zu verwenden, weil hier die Möglichkeit von zahlreichen Mißverständnissen vorhanden ist, die sich aus dem Erfahrungsbereich des politischen Lebens ergeben und erklären. Da uns aber ein besserer, umfassenderer Begriff in unserem Sprachschatz nicht zur Verfügung steht, müssen wir ihn trotz der Doppelsinnigkeit gebrauchen, stehen aber gleichzeitig vor der Notwendigkeit, uns völlige Klarheit über ihn zu verschaffen.

Mit vollem Recht und tiefster Begründung wenden wir uns im politischen Leben gegen jenen falschen Geist einer Tradition, die lediglich deswegen eine bestimmte Haltung, Denkungsweise oder einen Lebensstil erhalten möchte, ja sie für vorbildlich hält, weil sie alt sind, weil sie zur Gewohnheit geworden sind. Auf diesem Wege freilich kann jede Trägheit des Geistes, des Willens und des Herzens nur auf Grund der Tatsache, daß sie sich fest verwurzelt hat und längere Zeiträume überdauerte, sanktioniert werden. Es gibt keine Einrichtungen oder Gebräuche, die deswegen vielleicht wertvoll oder gar verehrungswürdig seien, nur weil sie alt sind.

Einer Ueberlieferung und Tradition, die uns Achtung abnötigt, begegnen wir nur dort, wo über lange Zeit eine bestimmte Haltung und willensmäßige Einstellung uns gegenübertritt, die in Werken und Leistungen klar sichtbar wird, die unzweifelhaft auf das höhere Wohl des Ganzen, der Gemeinschaft ausgerichtet sind. Unser gesamtes geistiges und kulturelles, ja das staatliche und öffentliche Leben sind reich an Erscheinungen und Einrichtungen dieser Art. Einer oberflächlichen Betrachtung erscheinen viele Dinge jedoch allzu selbstverständlich, die tatsächlich eine lange Geschichte hinter sich haben, bis sie zu der Form sich entwickelten, in der sie uns bekannt und geläufig sind. Jede Generation übernimmt wissend oder nicht, wollend oder nichtwollend, ein Erbe von gewaltigem Ausmaß aus der Vergangenheit, und die Geschichte lehrt uns, daß selbst die schöpferischsten Generationen in der Ge-

schlechterfolge eines Volkes unter dem Blickwinkel der Jahrhunderte oder gar Jahrtausende gesehen doch jeweils nur einen bescheidenen Teil dem hinzuzufügen vermochten, was bereits vorhanden war. Es ist eine lebensgesetzlich bestimmte, höchst verantwortliche Aufgabe, dieses lebendige Erbe, das aus einer Vergangenheit übernommen wurde, in seiner Gesamtheit gesehen zumindest zu erhalten, nach Möglichkeit und Kraft jedoch zu vertiefen und zu mehren. Materielle Werte zu erhalten, ist mitunter schon nicht einfach, jedoch den Bestand geistig-seelisch kultureller Werte zu sichern, ist eine Aufgabe, die höchsten Einsatz erfordert. Eine erhebliche Schwierigkeit ist meist schon darin gegeben, das Vorhandensein dieser Werte als solche überhaupt zu erkennen. Keine Zeit aber wie gerade die unsere dürfte jedem, der ernsthaft um die inneren Fragen des Lebens ringt, so eindringlich die Augen hierfür öffnen, da uns die zwei zuvor erwähnten Feindmächte in erschreckendster Form bedrohen mit dem unverhüllten Ziel, uns unserer Freiheit und damit überhaupt aller nationalen Eigenwerte zu berauben.

Die Wissenschaft, die unserem Volke Weltgeltung verschaffte, die Forschung, deren Früchte der Gestaltung unseres Lebens Segen brachte, die Erfindungen und Entwicklungen auf technischem Gebiet, die uns in der Machtprobe dieses Krieges einen Vorsprung sichern, der für unser Dasein als Volk entscheidend sein kann und soll — sie alle sind aufgebaut auf einem Fundament, das frühere Generationen geschaffen haben und das seine Entstehung dankt neben den ragenden schöpferischen Einzelleistungen der Alltags- und Lebensarbeit von Ungezählten im Laufe von Jahrhunderten. Hierbei hat sich aus einer Unsumme von Erfahrungen und Versuchen eine gewisse Linie, ein Stil herausgebildet, an die Dinge heranzugehen, sie zu handhaben und schließlich zu meistern. Wenn auch die Methode vielfach dem Wechsel unterworfen ist und Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit und Forschung mehr als einmal in kritischer Prüfung überholt und verworfen wurden, wenn Probleme in den Blickpunkt und Brennpunkt des allgemeinen Interesses rückten und heiß umstritten wurden, die späteren Generationen völlig gleichgültig waren oder vielleicht gar nur ein Lächeln abnötigten... so ist doch eines gleichbleibend durch den Wechsel der Zeiten geblieben: das heiße Ringen um die Erweiterung des Erkenntnisbereiches, des Wissens und der Erfahrung.

Wie mühsam, mit welchen Opfern und welchem Einsatz mußte mancher Geistesfortschritt errungen werden, der heute zum Wesensbestandteil der gesamten abendländischen Welt geworden ist. Denken wir hier nur an den Grundsatz der freien Wissenschaft und Forschung. Welch eine Unsumme heroischen geistigen Ringens und Kämpfens gegen Verbohrtheit, Unvernunft, Beschränktheit und Anmaßung einer mittelalterlichen, starren Geistigkeit liegt allein in diesem Begriff eingeschlossen, ein Triumph des Fortschritts und der Wahrheit gegenüber der Lüge, der Gebundenheit in jeder Form und dem engstirnigen Fanatismus. Diese Feinde einer souveränen Geisteshaltung sind jedoch nicht tot, sie sind nur gebannt und können jeden Augenblick wieder hervorbrechen, wenn ihnen die Tore hierzu geöffnet werden. Auch diese uns feindliche Geisteswelt kann sich hierbei auf eine Tradition und Ueberlieferung nach ihrer Art berufen, nämlich auf eine konsequente Fortsetzung einer Fortschritts- und Entwicklungsfeindlichkeit, die im Laufe der Jahrhunderte unter sehr verschiedenen Formen in Erscheinung getreten ist, in ihrem Prinzip aber stets gleichbleibend bestimmt ist nach engherzigem materiellen Gesichtspunkt und aus der Furcht vor der Minderung der eigenen kümmerlichen Machtsphäre.

Die Gründungen der ersten Universitäten im deutschen Raum waren einst kühne, schöpferische Geistestaten. Die Wissenschaft unserer Tage und zahllose Formen unseres Lebens sind ohne sie nicht denkbar. Wenn die Rostocker Universität nun auf eine Geschichte von fünfhundert-fünfundzwanzig Jahren zurückblickt, so soll eine solche Gedenkfeier die Lebenden und insbesondere die Jugend mit Ehrfurcht vor den Leistungen der Vergangenheit erfüllen und ihnen eine Verpflichtung für Gegenwart und Zukunft sein. Wer wahre Werte, welche die Vergangenheit uns als Verpflichtung überliefert, in der Gegenwart lebendig hält und fortentwickelt, der leistet in jedem Falle wertvolle Aufbauarbeit an dem Bau für eine größere Zukunft.

Wir können und wollen als Nationalsozialisten nur eine Ueberlieferung herausstellen, die nach Haltung und Zielsetzung aufbauend ist, dem Fortschritt dient und der Gemeinschaft unseres Volkes verpflichtet ist. Wo diese Voraussetzungen erfüllt sind, mögen Generationen hingehen und Jahrhunderte verfließen: der Grundgedanke, so alt er sein mag, bleibt immer lebendig, wenn er als Verpflichtung empfunden und um seine Verwirklichung immer wieder neu gerungen wird.

Daß eine Tradition zu ihrer Dokumentierung gewisse Formen und Symbole sucht, findet und herausstellt, ist berechtigt, natürlich und verständlich. Diese Symbole und Formen können und sollen Halt und Ausrichtung geben vor allem in Zeiten der Krise und Unklarheiten, die jede Einrichtung durchmacht. Nie aber soll und darf die Form zum Selbstzweck werden und damit schließlich zur Erstarrung führen. Nur wenn und solange die tragende, verpflichtende Grundidee erhalten und lebendig bleibt, können auch ihre Formen und Symbole weiter bestehen und anderen Achtung abnötigen. Diese klaren Grundtatsachen werden so oft und gern von Menschen übersehen und vergessen, welche sehr viel auf „Tradition geben“. Diese möchten auf alle Fälle gewisse Formen weiter erhalten und sich hierdurch für sich selbst eine Herausstellung innerhalb des Ganzen sichern, aber sie haben sich längst innerlich von der verpflichtenden Idee, welche einst diese Formen schuf, entfernt, ja sie wissen hiervon vielleicht gar nichts mehr oder wollen nichts hiervon wissen. Praktische Beispiele für diese falsche Einstellung sind aus dem Leben der Gegenwart so offensichtlich naheliegend, daß ich sie nicht im einzelnen hervorzuheben brauche.

Dort aber, wo immer wieder neue Generationen in den Dienst einer verpflichtenden Idee treten, wird auch der lebendige Strom einer Ueberlieferung wahrer Tradition erhalten bleiben. Ihre Symbole und äußeren Merkmale werden von selbst die Achtung finden, die dem jeweiligen Einsatz zukommt.

Wie echte Tradition sich mit ihren Symbolen auf das engste verbindet, sei nur an einem Erfahrungsbeispiel erläutert: Für uns ist ein

altes Schwert aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert nur ein Stück altes Eisen, das vielleicht den Speziellsammler oder den Historiker interessiert. Für den Samurai unserer Tage aber, auch wenn er heute ein führender politischer Kopf seines Landes ist, der ein solch kostbares, in lückenloser Geschlechterfolge überliefertes Familienstück sein eigen nennt, für ihn ist es ein unersetzliches Heiligtum, weil er die hiermit verbundene Verpflichtung tagtäglich lebt wie seine Vorfahren vor Jahrhunderten und weil dieses Symbol ihn immer wieder ermahnt, seiner Vorfahren würdig zu sein.

Welche Einrichtung es auch sei, die Sorge der ihr verpflichteten Menschen sollte jeweils der Erhaltung und Pflege jenes Geistes, jener Haltung und Willenseinstellung dienen, der einst dieser Einrichtung ihre Entstehung verdankte. Dann bleiben auch die äußeren Formen lebendig und wirksam.

Eines ist allerdings unerlässlich, wenn eine Ueberlieferung im besten Sinne erhalten und fortgesetzt werden und eine organische Entwicklung gewährleistet sein soll: Ehrfurcht vor den großen richtungweisenden Leistungen der Vergangenheit und ihren Trägern und Achtung vor der nicht zu vergessenden Mitarbeit ungezählter Namenloser, die den Aufgaben ihrer Generationen jeweils aus bester Kraft gedient haben.

Die richtige Einstellung zu diesem Problem ergibt sich ohne weiteres, wenn jeweils die lebende Generation an vorausgegangene Zeiten den gleichen Maßstab des Urteilens, der Kritik und des Verurteilens oder anerkennender Würdigung anlegt, den sie sich selbst seitens der Nachwelt wünscht. Sehen wir bei unseren Vätern und Vorvätern in erster Linie ihr Irren, ihre Fehler und Schwächen, so dürfen wir nicht glauben, daß die nach uns Kommenden bei Wertung unserer Handlungen nur die guten Absichten erkennen und herausstellen, die tatsächlichen Fehler, Irrtümer und Schwächen dagegen als belanglos übersehen werden.

Viel Unruhe, Kummer und Unglück in der so bewegten Geschichte unseres Volkes ist darauf zurückzuführen, daß auf so vielen Lebensgebieten immer wieder von neuem begonnen wurde und daß unter dem Einfluß verschiedenster Mächte und Einwirkungen teils von außen, teils von innen her hinsichtlich so vieler Grundwerte unseres nationalen Lebens Um- und Abwertungen in übergroßer Zahl vorgenommen wurden. Weniger begabte Völker mit einer stabileren Linie ihrer inneren Entwicklung haben es sich leichter gemacht und konnten dadurch von den Glücksgütern dieser Welt mehr gewinnen als wir. Wir sind zwar keine Materialisten, aber ebenso wenig weltfremde Ideologen. So können und wollen, ja müssen wir uns unseren Teil von diesen Gütern sichern und gewinnen, weil sie letzten Endes für Gedeih und Blüte unseres Volkes unentbehrlich sind.

Es ist unser Wille und unsere Hoffnung, daß durch die nationalsozialistische Revolution diese grundsätzlichen Mängel der Vergangenheit erkannt und einmal überwunden werden, — daß wir im Zuge der Entwicklung zu einer wirklich stabilen Neuordnung kommen, daß das Werk Adolf Hitlers in den Tiefen unseres Volkes zutiefst verankert wird, daß sein Schaffen und Wirken zu wahrer Überlieferung für spätere Generationen führt und somit eine Synthese gefunden wird zwischen einer auf so vielen Gebieten ruhmvollen und stolzen Vergangenheit und jener beispiellosen Neugestaltung, die sich in unseren Tagen vollzieht und zu der beizutragen jeder an seinem Platze berufen ist.

Ansprache des Mecklenburgischen Staatsministers Dr. iur. Friedrich Scharf

Ew. Magnifizenz! Meine Herren! Meine Parteigenossen!

Auch die Mecklenburgische Landesregierung möchte im Kreise der Gratulanten heute nicht fehlen. Es ist mir daher eine selbstverständliche Pflicht, unserer altehrwürdigen Jubilarin an ihrem heutigen Ehrentage die herzlichsten Grüße der mecklenburgischen Landesregierung zu überbringen.

Als wir im Jahre 1919 die Fünfhundert-Jahr-Feier der Universität begingen — es werden nicht viele in diesem Saale anwesend sein, die noch daran teilgenommen haben — wie anders war damals das Bild der Zeit, wie anders lagen die Verhältnisse! Unser deutsches Vaterland war innerlich zerrissen und blutete aus tausend Wunden. Und so zerrissen Deutschland damals im Innern war, so ohnmächtig und zerrissen war es nach außen hin. Urdeutsche Landesteile, die seit Jahrhunderten mit dem Reich verbunden waren, galten als Ausland. Ich weiß noch heute — um nur ein Beispiel herauszugreifen —, mit welcher inneren Bewegung und Begeisterung wir damals den Glückwunsch der Universität Innsbruck vernahmen, dieser Universität aus dieser urdeutschen Stadt, die damals vom Reiche getrennt war. Es gab wohl in diesem Augenblick niemand in diesem Raum, dem sich nicht die bange Frage aufdrängte: Wann wird dieser Sehnsuchtstraum der besten Deutschen aller Zeiten endlich erfüllt werden, daß alle deutschen Landesteile in einem großen Reich der Deutschen vereint sind?

Wie anders ist heute das Bild! Heute ist dieser Traum Wirklichkeit geworden. Heute ist das gesamte deutsche Volk durch die geniale Persönlichkeit eines großen und einzigartigen Mannes in einem großen, machtvollen Reich geeint, und wenn uns jene Kräfte, die seit Jahrhunderten Europa nicht zur Ruhe kommen lassen, heute einen Kampf auf Leben und Tod aufgezwungen haben, so ist es unser fester Glaube, ja so wissen wir, daß wir diesen Kampf siegreich bestehen werden, mag kommen was will.

Es war eine bewegte und schicksalsgewaltige Zeit, als diese Universität vor nunmehr fünfhundertfünfundzwanzig Jahren gegründet wurde. Im Osten unseres Reiches war in diesen Jahren unter den Schlägen des Slawentums jene stolze Hochburg des Deutschtums, der deutsche Ritterorden, dahingesunken. Der deutsche Osten war in jenem Augenblick fast wehrlos der Flut des slawischen Völkermeeres preisgegeben. Und im Süden des Reiches versuchten zur gleichen Zeit auf dem Konzil zu Konstanz jene Mächte, die bis dahin das geistige Leben des Mittelalters

bestimmt hatten, noch einmal, den Geist einer sich anbahnenden neuen Zeit mit Stumpf und Stiel auszurotten, einer Zeit, die schließlich doch in Renaissance und Reformation ihre Vollendung fand.

Von dieser Gesamtschau der politischen und geistigen Grundlagen jener Zeit muß man ausgehen, wenn man die Notwendigkeit der Gründung einer Universität im deutschen Norden zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts verstehen will. Nur dem oberflächlichen Beobachter kann es daher so scheinen, als ob diese Universität ihre Gründung allein dem landesfürstlichen Geltungsbedürfnis oder der landesfürstlichen Fürsorge zu verdanken hat oder gar dem kühnen Machtstreben hansischer Handelsherren zuzuschreiben ist, das sich in den Städten an der Ostsee — und nicht zuletzt hier in Rostock — damals mächtig regte. Gewiß haben solche Einflüsse wesentlich mitgewirkt, aber sie waren nicht entscheidend. Diese Universität ist vielmehr gleichsam aus der Landschaft herausgewachsen, als eine Forderung der Zeit und ihrer Menschen, als eine innere Notwendigkeit aus den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Antrieben jener Zeit heraus. Nur so ist auch ihr schnelles Wachstum zur ersten Universität nicht nur Norddeutschlands, sondern vor allem auch des ganzen europäischen Nordens zu erklären.

Diese alte Universität am Ostseestrande war nicht nur alle Zeit hindurch ein Hort deutscher Art und deutschen Geistes, sondern sie ist auch zu allen Zeiten Trägerin und Kunderin der Wissenschaften weit über die Grenzen unseres deutschen Vaterlandes hinaus gewesen. Der eng gezogene Raum meiner Ausführungen gestattet mir nicht, alle die Männer noch besonders namentlich aufzuführen, die hier gelebt und gewirkt haben und deren Wirken noch heute von einem hellen Strahlenglanz des Ruhms in der gesamten geistigen Welt umgeben ist.

Das Land Mecklenburg aber hat die Aufgabe, Träger und Beschützer und finanzielle Stütze der Universität in den hinter uns liegenden Jahrhunderten seit Bestehen derselben gewesen zu sein, stets als eine seiner vornehmsten Pflichten angesehen. Auch gerade seit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus hier in Mecklenburg galt die ständige Fürsorge der Landesregierung der mecklenburgischen Landesuniversität. Ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen. Ich darf jedoch darauf hinweisen, daß seit diesem Zeitpunkt an der Universität elf neue Lehrstühle und drei neue Lektorate errichtet worden sind. Ganz besonderes Gewicht hat die Landesregierung seit der Machtübernahme darauf gelegt, die der Medizinischen Fakultät zur Verfügung stehenden Einrichtungen so auszubauen, daß sie allen Anforderungen moderner Heilkunde entsprechen. Der Ausbau der Augenklinik und der Ohrenklinik, die Erweiterung der Frauenklinik, der Neubau der Zahnklinik und der Kinderklinik zeugen davon. Eine völlige Erneuerung der Kliniken, beginnend mit der Dermatologischen Klinik, würde sich diesen Anfängen angeschlossen haben, wäre nicht der Krieg ausgebrochen.

Mit besonderer Freude aber darf ich hier feststellen, daß es der Landesregierung gelungen ist, während dieses Krieges der Universität eine ganz neue Fakultät anzugliedern, nämlich die Landwirtschaftliche Fakultät. Dadurch wird die Zahl der neugeschaffenen Lehrstühle um weitere fünf erhöht.

Mecklenburg braucht auch hinsichtlich der Fürsorge für seine Universität den Vergleich mit andern deutschen Ländern nicht zu scheuen. Das mag ein Vergleich mit dem größten deutschen Lande, mit Preußen, hinsichtlich der baulichen Aufwendungen für die Universität zeigen, denn diese baulichen Aufwendungen machen ja, da die Ausgaben für Gehälter gesetzlich festliegen, den weitaus größten Teil des freiwilligen Aufwandes der Länder für ihre Universitäten aus. Ich beziehe mich hier auf die amtlichen Zahlen des preußischen und mecklenburgischen Haushaltsplans. Ich habe dabei aus diesen Haushaltsplänen willkürlich zwei Jahre herausgegriffen, die Jahre 1938 und 1939.

Danach hat Preußen in den Jahren 1938 und 1939 für seine 18 Universitäten und Hochschulen rund 16,3 Millionen Reichsmark ausgegeben, Mecklenburg hat für seine Landesuniversität während desselben Zeitraums rund 2,4 Millionen Reichsmark ausgegeben. Mit andern Worten: Mecklenburg hat in diesen beiden Jahren auf den Kopf seiner Bevölkerung gerechnet jährlich für seine Landesuniversität 2,65 Reichsmark ausgegeben, Preußen 0,36 Reichsmark auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet. An diesem schlagenden Beispiel mögen Sie mit aller Deutlichkeit ersehen, daß das Land für seine Universität keine finanziellen Opfer gescheut hat.

Daß das Land dies alles freudig und gern getan hat, mag ein Zeichen dafür sein, wie sehr es sich seiner Universität stets verbunden gefühlt hat.

Doctrina multiplex, veritas una, das ist der Leitstern, unter dem die Arbeit dieser hohen Schule deutscher Wissenschaft steht. Wenn es in den letzten Jahren fast den Anschein hatte, als ob die Landesregierung den medizinischen und naturwissenschaftlichen Zweigen der Universität mehr Förderung angedeihen ließ als den Geisteswissenschaften, so lag das in der Natur der Verhältnisse begründet. Niemals darf jedoch der Grundsatz der *universitas litterarum* in Rostock preisgegeben werden. Daher gehört die Fürsorge der Landesregierung in gleicher Weise der Pflege der Geisteswissenschaften an dieser Universität.

Um dieser Auffassung auch äußerlich sichtbaren Ausdruck zu geben, möchte ich der Universität heute als Ehrengabe der Landesregierung den Betrag von 300 000 Reichsmark zur Verfügung stellen, der ausschließlich für Forschungsaufgaben auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften verwendet werden soll. Diese Mittel sollen durch ein Kuratorium, das aus dem Rektor der Universität und einigen Hochschullehrern bestehen soll, an solche Hochschullehrer, wissenschaftliche Assistenten oder Studenten verteilt werden, die besonders wertvolle Arbeiten auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften vorlegen können. Mein persönlicher Wunsch dabei geht dahin, daß unter diesen Arbeiten vor allem auch einmal eine lückenlose Geschichte unserer Universität geschrieben wird, an der es bisher leider fehlt.

Mit dieser Ehrengabe zugleich und mit dem festen Versprechen, daß die Landesregierung auch künftig alles tun wird, was in ihrer Macht steht, um die Universität nicht nur auf ihrer bisherigen Höhe zu halten, sondern darüber hinaus noch weiter auszubauen, überbringe ich heute die herzlichsten Glückwünsche der mecklenburgischen Landesregierung und des Landes für ein weiteres Blühen, Wachsen und Gedeihen unserer Alma Mater Rostochiensis.

15.

Ansprache des Rektors
der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald
Professor Dr. rer. nat. Carl Engel

Stellvertretender Gauleiter! Herr Staatsminister! Magnifizenzen!
Meine Damen und Herren!

Der altehrwürdigen Universität Rostock entbiete ich zu ihrem fünfihundertfünfundzwanzigsten Jahrestage die herzlichsten Grüße und Glückwünsche aller deutschen Universitäten, insbesondere aber ihrer norddeutschen Nachbaruniversitäten.

Mit ganz besonderer Anteilnahme begehen die deutschen Hochschulen den heutigen Tag; und wenn — infolge der jetzigen Kriegsverhältnisse — nur die Vertreter der nächsten Nachbaruniversitäten zu dieser Gedenkstunde erschienen sind, so fühlen sich heute doch alle deutschen Hochschulen der Alma Mater Rostochiensis ganz besonders verpflichtet. Ist sie doch die älteste und ehrwürdigste von allen Universitäten des norddeutschen Raumes; und hat sie doch während dieses Krieges durch ihr tapferes Verhalten nach den schweren Bombenangriffen auf Rostock ein leuchtendes Beispiel für die Einsatzbereitschaft und den nicht zu brechenden Mut des deutschen Akademikertums gegeben: ein Beispiel, das allen später vom Bombenterror betroffenen Hochschulen Vorbild geworden ist.

Wenn gerade ich als Vertreter der Nachbaruniversität Greifswald die Grüße und Glückwünsche der deutschen Universitäten und Hochschulen überbringen darf, so scheint mir dieser Auftrag nicht zufällig erteilt zu sein; sehe ich ihn vielmehr begründet in dem ganz besonders engen, freundschaftlichen und kameradschaftlichen Verhältnis, das zwischen den beiden Universitäten seit fast einem halben Jahrtausend bestanden hat.

Als im Jahre 1456 — siebenunddreißig Jahre nach der Eröffnung der Rostocker Hohen Schule — die Universität Greifswald begründet wurde, da waren es vorzugsweise Rostocker Professoren, die sich dem neuen Kollegium zur Verfügung stellten und seinen schnellen Aufstieg ermöglichten. Sie waren größtenteils aus den Jahren 1437 bis 1443 in Greifswald zurückgeblieben, aus jener Zeit, in welcher die Rostocker Universität ihre gebannte Heimatstadt verlassen mußte und in Greifswald gastliche Aufnahme fand.

Die zwischen den beiden altehrwürdigen Nachbarhochschulen seit ihrer Begründung bestehenden freundschaftlichen Beziehungen sind auch in der Folge nicht abgerissen; und sie fanden ihren symbolhaften Ausdruck in dem kameradschaftlichen Professorentreffen beider Universitäten, das alljährlich regelmäßig abwechselnd in Rostock oder in Greifswald stattfand. Wenn dieser schöne Brauch nachbarlicher Fühlungnahme und geistigen Austausches während der letzten Jahre nicht mehr durchgeführt werden konnte, so haben doch gerade die Kriegsverhältnisse wieder zu engster Zusammenarbeit und gegenseitiger Hilfe zwischen den beiden Universitäten geführt, indem Rostocker Dozenten verwaiste Lehrstühle in Greifswald betreut haben oder betreuen und umgekehrt.

So grüßen die deutschen Hochschulen heute die Alma Mater Rostochiensis im Bewußtsein der großen Gemeinschaft und engen Verbundenheit des deutschen Akademikertums; jener Gemeinsamkeit, die gegeben ist durch einen edlen und kameradschaftlichen Wettstreit auf allen Gebieten des Geistes — ohne Neid, Mißgunst und Eifersucht.

Denn das, meine Damen und Herren, was uns allen, die wir heute hier versammelt sind, in dieser Feierstunde wieder ganz besonders nachhaltig zum Bewußtsein kommt, das ist jene große idealistische akademische Gemeinschaft über Zeit und Raum hinweg.

Über den Raum hinweg: Denn wir alle, die wir an deutschen Hochschulen lehren oder lernen, bilden eine große Gemeinschaft; sind eine einzige Familie von Gleichstrebenden, die um die besten Werte des deutschen Geistes ringt und sie zu verwirklichen sucht. Gemeinsam sind unsere Aufgaben, unsere Ziele, unsere Ideale: Das Streben nach dem Guten, Edlen und Schönen und der Kampf um die Wahrheit. Es sind die gleichen akademischen Ideale, die an allen deutschen Hochschulen alle Dozenten und Studenten bewegen. Und diese gleichen Ideale lassen uns zu einer großen Familie werden über alle landschaftlichen Grenzen hinaus!

Und wir bilden auch eine Gemeinschaft über die Zeiten hinweg: Denn wir alle sind nur kleine, zufällige Einzelglieder im ewigen Strome der Generationen, die an deutschen Hochschulen gelernt und gewirkt haben, heute lernen und wirken und künftig an ihnen wirken und lernen werden: Menschen, die alle die gleichen Ideale gehabt haben, haben und haben werden.

Die Fackel des Geistes, die wir von unseren Lehrern empfangen haben, halten wir selbst eine Zeitlang, versuchen sie ein wenig heller zu entflammen, um sie dann vertrauensvoll an unsere Schüler weiterzureichen. Wie wir selbst, die wir heute Forscher und Lehrende sind, noch immer voll Ehrfurcht zu unseren Lehrern aufschauen, mit denen wir inzwischen vielleicht an der gleichen Hochschule wirken; ebenso sitzen wir auch in engster Kameradschaft mit unseren Schülern auf der gleichen Bank, um ihnen das mitzugeben, was uns überkommen ist und was wir selbst erarbeitet haben.

So gibt es an den deutschen Universitäten kein Problem des Gegensatzes der Generationen, sofern es nicht künstlich entfacht wird. Dozenten und Studenten — wir alle wissen uns eins im Kampf um deutsche Freiheit, deutsches Recht, deutschen Glauben und deutsche Kultur.

Und schließlich wollen wir noch eines bedenken: daß die Aufgabe der deutschen Universitäten und des deutschen Akademikertums nicht nur im Kampf um die Zukunft liegt, im Kampf um Zukunft und Fortschritt, wie er ja im Wesen des Forschens und des Forschers als selbstverständlich gegeben ist. Sondern sie besteht ebenso in der Pflege der Tradition. Ich meine damit, wie es der Stellvertretende Gauleiter vorhin so eindrucksvoll ausgeführt hat, nicht eine Tradition, die sich in der Wahrung formelhafter, vielleicht längst überlebter Sitten und Bräuche oder eines hohlen Ständesdünkels erschöpft; sondern eine Tradition, deren heiligste Verpflichtung die Pflege der unvergänglichen und unver-

äußerlichen Werte ewigen deutschen Volkstums, deutschen Geistes und deutscher Kultur ist; und — eine Tradition, die nicht Rechte für sich in Anspruch nimmt, sondern die dient und die sich verpflichtet fühlt.

Im Sinne dieser Schicksalsverbundenheit der deutschen Hochschulen, im Sinne dieser akademischen Gemeinschaft über Zeit und Raum hinweg überbringe ich Ihnen, Magnifizienz Wachholder, die Grüße und Glückwünsche der deutschen Universitäten und Hochschulen.

Alma Mater Rostochiensis: vivat, crescat, floreat!

Ansprache des Gaustudentenführers V. i. A.

Dr. phil. Hans Joachim Theil

Stellvertretender Gauleiter! Herr Staatsminister!
Magnifizienz! Kameradinnen und Kameraden!

Der Reichsstudentenführer Gauleiter und Reichsstatthalter Dr. Scheel hat mich beauftragt, der Universität Rostock zum Gedenktag ihres fünfhundertfünfundzwanzigjährigen Bestehens seine herzlichsten Grüße und Wünsche zu übermitteln. Er ist besonders erfreut darüber, daß die Rostocker Studenten und Studentinnen, soweit sie weiterstudieren können, nun doch das Glück haben, zur Geburtstagsfeier ihrer Universität in Rostock sein zu können, und daß sie dieses Tages nicht aus der Verbannung in ein neues „Bützow“ zu gedenken brauchen. In diese Grüße und Wünsche möchte ich aber auch einbeziehen jenen großen Kreis der Studenten und Studentinnen unserer Universität Rostock, der heute nicht unter uns weilen kann. Ich denke an die tapferen Kameraden, die bei Metz und Aachen, in Nordnorwegen, in Südungarn und überall an den Fronten getreu der studentischen Tradition in der ersten Linie kämpfen, wie an unsere Kameradinnen, die aus den Hörsälen in die Fabriken und Werkstätten der Rüstung hinausgezogen sind.

Und wie sich so das Band schlingt um die Namen unserer Gefallenen, derer wir erst gedachten, und um jene Kameraden und Kameradinnen draußen, so treten in diesen Kreis zu dieser Stunde auch alle studentischen Generationen der langen und ehrwürdigen Geschichte unserer Universität. Es ist der Stolz des deutschen Studententums, daß es kaum eine geistige Bewegung und Revolution in der deutschen Geschichte gegeben hat, die nicht Studenten zu ihren leidenschaftlichsten Vorkämpfern und Bannerträgern gezählt hat, wie auch fast jeder große völkische Erneuerungsprozeß im Studententum zuerst durchgefochten und zuerst gewonnen wurde. Hat Rostocks Name in diesem Zusammenhang auch nicht den hellen Klang wie etwa Prag und Jena, so haben doch gerade die entscheidenden Schicksalsstunden der letzten hundert Jahre auch die Studenten der Universität Rostock immer auf den Plan gerufen und bereitgefunden. So war es in den Freiheitskriegen 1813 und 1814, so war es 1914 bis 1918, so war es in den Nachkriegskämpfen um des Reiches Bestand und nicht zuletzt in der Kampfzeit der nationalsozialistischen Bewegung. Dem Rostocker Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund war es bestimmt, erstmalig auf der Hochschule mit dem demokratisch-parlamentarischen System zu brechen und den Führergedanken eines nationalsozialistischen Studentenrechts durchzukämpfen, das dann der Ausgangspunkt der nationalsozialistischen Studentenchaftsverfassung im Reich wurde.

Die studentische Jugend war es, die sich, ehe noch der Staat die Arbeitsdienstpflicht einführte, auch in Rostock selbst die Arbeitsdienstpflicht auferlegte und die in den der allgemeinen Wehrpflicht vorausgehenden Organisationen der freiwilligen Wehrrertüchtigung zuerst die Wehrsportlager füllte.

Sicher hat in der Geschichte dieser revolutionäre und leidenschaftliche Vorwärtstreiben der studentischen Jugend oft Spannungen in die Hochschule getragen. Aber aus diesen Spannungen hat sich auch immer wieder neues Leben erzeugt. So wie Forschung und Lehre unzertrennbar verbunden sind mit Persönlichkeitserziehung und Gemeinschaftsbildung, so ruht die Hochschule gleichermaßen auf der Wissenschaft und ihren Trägern wie auf der politischen Gemeinschaft des Studententums und seinen Mannschaften. Beide Pfeiler tragen die Hochschule. Beide sind die Voraussetzung einer vollgültigen und wirkungsvollen menschlichen und beruflichen Lebenserfüllung. Wer sie trennt, gefährdet beides, wer einen Pfeiler abschlagen will, bringt das ganze Gebäude zum Einsturz.

Wir spüren alle, wie sich neben den ersten Entscheidungen der weltgeschichtlichen Auseinandersetzungen unserer Tage, die im elementaren Machtkampf der Männer und Völker fallen, die zweiten Entscheidungen ankündigen, die auf dem geistigen Schlachtfeld ausgetragen werden. Der nationalsozialistische Philosoph Ernst Krieck hat zu diesen Entscheidungen ein ernstes, aber doch wieder zuversichtliches Wort gesprochen: „Wenn in den letzten Jahren unser eigenes Lebensgebiet, der Sektor Schule, Hochschule und Wissenschaft, nicht Schritt gehalten hat mit dem, was in anderen Gebieten an Aufbauarbeit tatsächlich schon geleistet ist, wenn uns im Bereich der Hochschule und Wissenschaft oft das Gefühl überfallen hat, als würden wir zwischen Mühlsteinen zerrieben, zu anderen Zeiten, als stünden wir auf vergessenem und verlorenem Posten, so leben wir doch des unverbrüchlichen Glaubens, daß dieses Gebiet nur darum aufgespart sei, weil auf ihm die letzten Entscheidungen nationalsozialistischer Revolution, Weltanschauung und Erziehung fallen werden, weil sie hier fallen müssen.“

Daß die Universität Rostock zu diesem Entscheidungskampf ihren Beitrag leisten möge, ist in dieser Gedenkstunde mein besonderer Wunsch.

Erwiderung des Rektors der Universität Rostock und Vornahme von Ehrungen

Nachdem der Rektor im Namen der Universität für die Glückwünsche und vor allem für die großzügige Spende der Landesregierung Mecklenburg gedankt hatte, versicherte er nochmals, daß die Universität bemüht sein werde, sich im Sinne der vom Stellvertretenden Gauleiter gekennzeichneten Tradition durch Leistungen ihrer großen Geschichte würdig zu erweisen.

Danach verkündete der Rektor folgende, anlässlich des fünfhundertfünfundzwanzigjährigen Bestehens der Universität vorgenommenen Ehrungen:

„Rektor und Senat der Universität Seestadt Rostock haben beschlossen, gelegentlich des fünfhundertfünfundzwanzigjährigen Jahrestages der Gründung der Universität Frau Professor Elly Ney aus Bonn die Würde eines Ehrensensors der Universität zu verleihen.

Die Universität beabsichtigt, auf diese Weise die große Musikinterpretin zu ehren. Sie will damit zugleich ihren Dank der tapferen Frau und Kameradin aussprechen, die Stadt und Universität Rostock in einer der schwersten Zeiten ihres Bestehens nicht im Stich gelassen hat und die weder Unbequemlichkeiten noch Gefahren des Krieges jemals haben abhalten können, durch ihre große Kunst den Rostockern neue Kraft und Erhebung zu bringen.

Seestadt Rostock, den 18. November 1944.

Der Rektor/ Wachholder.“

„Die Universität Rostock ernennt ihren tatkräftigen Förderer, Herrn Direktor Theodor Peter Schmitz, Betriebsführer der Neptun-Werft in Seestadt Rostock, am Tage der Feier des fünfhundertfünfundzwanzigjährigen Bestehens der Universität Rostock zu ihrem Ehrenmitgliede.

Seestadt Rostock, den 12. November 1944.

Der Rektor/ Wachholder.“

Frau Ehrensensor Professor Elly Ney aus Bonn konnte bei der Feier nicht zugegen sein und sandte folgendes Telegramm:

„Magnifizenz Rektor Wachholder, Universität Rostock.

Am heutigen Tage bin ich in dankbarer Verbundenheit bei Ihnen und der Universität mit den herzlichsten Wünschen und der Versicherung treuer Anhänglichkeit und dem Versprechen eines jährlichen Wirkens und Spielens für die Universität.“

Herr Direktor Theodor Peter Schmitz aus Seestadt Rostock nahm an der Feier teil und dankte daher persönlich für die Ernennung zum Ehrenmitglied der Universität.

Rhythmus, Leben und Leistung

Professor Dr. med. Kurt Wacholder

Akademische Feiern sind eigentlich so gut wie nie Feiern schlechthin, sondern es ist üblich, sie noch als willkommene Gelegenheiten zu benutzen, aus dem seinem Wesen nach stillen Wirken des Forschens herauszutreten und Richtung sowie Ergebnisse der Forschung einem größeren Kreise zu unterbreiten. So gestatten Sie mir denn, Ihnen einen solchen Rechenschaftsbericht abzulegen an der Hand eines Problems, auf das ich, so verschiedenartig auch die von mir angegangenen Einzelfragen sein mochten, seit Beginn meiner Forschungen immer wieder von neuem gestoßen bin. Es ist das Problem des Rhythmus im Ablaufe der Lebensvorgänge und seiner Bedeutung für unsere Leistungen und unsere Leistungsfähigkeit.

Wohin wir auch blicken mögen, auf das Leben des einzelnen Menschen, auf die Folge der Geschlechter, auf das Leben ganzer Völker, überall treten uns rhythmische, periodische Abläufe entgegen. Schon das Atmen und das Schlagen des Herzens, also das, wonach wir in erster Linie einen Menschen als tot oder lebend ansehen, hat ja ausgesprochen rhythmischen Charakter. Dasselbe gilt für unsere Fortbewegung, unser Gehen, Laufen, Schwimmen und ebenso — was nur nicht so an der Oberfläche liegt — auch für alle unsere inneren Tätigkeiten von der Verdauung und dem Stoffwechsel bis hinauf zu den Funktionen unseres Nervensystems und den feinsten damit verbundenen Regungen unseres Geistes, Willens und Gemütes. Überall und immer wieder zeigt sich bei tieferem Einblick in das Lebensgeschehen ein rhythmisches, periodisches Funktionieren oder zumindest zeitweise eine Neigung hierzu. Dies gilt auch für Organe, bei denen es von vornherein gar nicht in Frage zu kommen scheint, wie zum Beispiel für unsere Haut.

So ist es nicht verwunderlich, daß verschiedene Forscher zu der Auffassung gelangt sind, der Rhythmus stelle eine der Grundeigenschaften der lebendigen Substanz dar. Diese Auffassung hat sich aber nicht nur dem analysierenden Forscher aufgedrängt, sondern auch dem unbefangenen die Erscheinungen betrachtenden Volke. Dies geht aus vielen volkstümlichen Ausdrücken hervor, in denen das Leben mit einem besonders auffälligen rhythmischen Vorgange in Verbindung gebracht wird. Reden wir doch von der Woge des Lebens, davon, daß der Künstler am Herzschlag des Lebens lausche, daß der Mann der Tat den Puls des Lebens mache usw. Schließlich hat auch neuerdings eine Philosophie, welche die Ursachenforschung der Naturwissenschaften als Irrtum ablehnt und ihr

eine auf die Erscheinungen ausgehende Wesensforschung gegenüberstellt, nämlich die Philosophie von Ludwig Klages, den Rhythmus als die Wesensform des Lebens in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen gerückt.

Lassen Sie uns zunächst auf die Auffassung von Klages näher eingehen, gilt doch, was er über den Rhythmus gesagt hat, vielen als das Tiefgründigste, was hierüber überhaupt gesagt worden sei. Wie dem auch sein mag, jedenfalls werden wir, wenn wir uns an ihn halten, gut in die Hauptfragen eingeführt werden, welche uns heute beschäftigen sollen.

Für Klages ist der Rhythmus das leitende Prinzip, vermöge dessen das einzelne Wesen lebt, seine Seele, wie er an einer Stelle geradeaus sagt. Deshalb ist nach ihm rhythmisches Verhalten die Erscheinungsform echten Lebens. Infolgedessen ist er dazu gelangt, alles nach seinem Gehalte an Rhythmus zu werten. So sagt er: „Der anschauliche Wert jedes natürlichen wie jedes künstlerischen Gebildes deckt sich mit seinem Gehalt an Rhythmus und erschöpft sich in ihm.“ Folgerichtig betrachtet er weiter jede Veranlassung zu nichtrhythmischen Verhalten als einer Einengung, ja Störung des Lebens gleichkommend. So erklärt sich nach ihm auch das Wohlgefühl bei rhythmischem Verhalten etwa im Tanze; denn „im Rhythmus schwingen, bedeutet Ergriffensein vom Pulsschlag des Lebens und es bedeutet für den Menschen noch überdies, vorübergehend entweichen zu dürfen allen Ketten und Schranken, womit den Lebenspulsschlag, ihn regelnd, verengte der Geist.“

Mit dem letzten Worte haben wir die nicht nur der Philosophie von Klages, sondern eigentlich allen romantischen Naturphilosophien bzw. Weltanschauungen zugrunde liegende Antithese von Leben und Geist, von unbewußtem, intuitivem Erleben und bewußtem Erkennen und deren angeblich ganz verschiedenartigen Gesetzmäßigkeiten. Nun redet zwar Klages gelegentlich vom Gesetze des Geistes als einem teilweise außer-natürlichen Zwange. Im Grunde genommen betrachtet er aber den Geist nicht als etwas dem Leben von vornherein Feindliches, sondern als dessen vielmehr sogar notwendigen Gegenspieler, im Kampfe mit dem das Leben sich erst voll entfalten könne. Gefahr erblickt Klages erst dann, wenn der Geist die Herrschaft an sich reißt und das nur unbewußt voll flutende Leben überwältigt. Wie wir auch anders sagen können, Gefahr erblickt er erst in der allgemeinen Rationalisierung des Lebens, wie sie für die moderne Zeit so charakteristisch ist. Überwältigung des Lebens im Innern durch den Geist müsse sich aber äußerlich, erscheinungsmäßig darin zeigen, daß der ursprüngliche Rhythmus einem nicht-rhythmischen Verhalten Platz mache. „Wo wir in die Natur hinausgehen und auf irgend etwas Gerades oder geometrisch Geformtes (also auf etwas Arrhythmischen) stoßen“, sagt einmal der Klages-Schüler Bode, „werden wir ohne weiteres wissen: Hier muß einmal ein Mensch gewesen sein.“ Das Leben wird einem in Wellen dahingleitenden Strome verglichen, und die geistige Einwirkung sei gleich der Umformung des Stromes in einen Kanal. So käme es auf die Dauer zu einer Verarmung des Lebensflusses, zu einem Versiegen seiner Quellen.

Seine Grundauffassung von der Notwendigkeit eines Kampfes zwischen Leben und Geist hat Klages selbst davor bewahrt, bereits im einzelnen nichtrhythmischen Verhalten gleich schon eine akute Beeinträchtigung, Schädigung des Lebens, ja etwas Unnatürliches, Pathologisches zu erblicken. Dazu ist es erst bei einigen seiner Schüler gekommen. So setzen die Vertreter der auf dem Klagesschen Rhythmusbegriff aufgebauten, als rhythmische Gymnastik bezeichneten Bewegungslehre jede nicht rhythmisch an- und abschwellende, sondern länger dauernde gleichmäßige Anspannung unserer Muskeln, wie wir sie z. B. beim Zupacken mit der Faust machen, einer schädlichen Verkrampfung, also etwas Pathologischem, gleich.

Dazu kommt nun noch ein weiterer bedeutungsvoller Schritt, darin bestehend, daß man jedem Lebewesen einen Eigenrhythmus zuschreibt und fordert, daß es nicht nur rhythmisch schlechthin sich betätigen könne, sondern noch dazu ganz frei und ungestört in seinem Eigenrhythmus sich betätigen müsse, wenn es nicht zu schweren Lebensstörungen kommen solle.

Nun läßt die Maschinenarbeit bzw. die Technisierung des Arbeitsprozesses vielfach ein rhythmisches Sichverhalten nicht zu, zumindest nicht ein solches in einem persönlichen Eigenrhythmus. So hat man denn die nach den Gesetzen des als Rhythmus- und damit lebensfeindlich angesehenen Geistes konstruierte Maschine bzw. Technik verantwortlich gemacht für manche der in unserer Zivilisation zutage getretenen Schäden.

Wie verhält es sich nun mit diesen aus philosophischen Überlegungen abgeleiteten Behauptungen und praktischen Folgerungen? Halten sie stand vor einer exakten naturwissenschaftlich-physiologischen Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse? Diese Prüfung wollen wir im Folgenden vornehmen, wollen sehen, wie der Rhythmus der Lebenserscheinungen überhaupt zustande kommt und was er für das Lebensgeschehen und für die Leistungen der Lebewesen tatsächlich bedeutet.

Doch bevor wir diese Prüfung durchführen können, müssen wir noch eine genaue Charakterisierung geben, was denn eigentlich unter Rhythmus zu verstehen ist, oder besser gesagt, was von den verschiedenen Seiten darunter verstanden wird.

Einigkeit herrscht hier nur insoweit, als zum Rhythmusbegriff gehört, daß es sich um ein Geschehen handelt, welches in annähernd regelmäßigen zeitlichen Abständen wiederkehrt. Wir reden zwar auch von einem räumlichen Rhythmus, etwa von dem eines wohlgegliederten Bauwerkes. Aber diesen können wir ja bei der Betrachtung ebenfalls nur als ein zeitliches Nacheinander erfassen, so daß das Erlebnis einer zeitlichen Gliederung auch hier das Entscheidende ist. Nun aber scheiden sich die Geister. In den Naturwissenschaften und in der naturwissenschaftlich orientierten Medizin steht man auf dem Standpunkte, daß man im strengen Sinne des Wortes von einem Rhythmus nur dann reden dürfe, wenn sich ein genau gleiches Geschehen in genau gleichen Zeiten wiederholt (v. Skramlik). In der unbelebten Natur erfüllen sehr viele Vorgänge diese Forderung der Wiederholung von vollkommen Gleichem mit sehr großer Strenge, vor allem wenn es sich um technisch gelenkte handelt. Eine Beherrschung in dieser Hinsicht ist geradezu das Ideal der Technik; ein Ideal, dem sie in der Tat vielfach in außerordentlichem Maße nahe gekommen ist. In der belebten Natur erwies sich hingegen bei genauerer Analyse bisher noch kein einziger Vorgang diesem Maßstabe gewachsen. Überall und stets zeigten sich im Lebendigen

mehr oder minder erhebliche Schwankungen, sei es in der Größe oder auch im Abstände.

An dem Erstaunen, welches eine solche Erfahrung auslöst, merkt man, wie stark unser Denken technisch infiziert ist. So erlebe ich es im Physiologischen Praktikum immer wieder, daß Studenten entrüstet darüber sind, keine Reihe von ganz gleichen Muskelzusammenziehungen erhalten zu können. Das Fehlen vollkommener Gleichheit erscheint ihnen als Fehler. Den Grund für die Ungleichheiten suchen sie dann stets in Mangelhaftigkeiten der ihnen zur Verfügung gestellten Apparatur und kommen gar nicht auf den Gedanken, daß es sich bei der vollkommenen Gleichheit vielleicht um eine Forderung handeln könne, welche dem Wesen des Lebendigen widerspricht.

Jedenfalls muß man, wenn die Bezeichnung rhythmisch überhaupt noch auf das Leben anwendbar sein soll, seine Forderung in dieser Beziehung weit zurückschrauben. Als Ausweg hat man vorgeschlagen, erst dann von Arrhythmien zu reden, wenn die Abweichungen $\pm 5\%$ überschreiten. Aber auch dann wären noch viele, sicherlich ganz normale Herztätigkeiten als unrythmisch zu bezeichnen, vor allem diejenigen, bei denen der Einfluß der Atmung sich stärker bemerkbar macht. Man redet da tatsächlich ja auch von einer respiratorischen Arrhythmie. Menschen mit einer ausgesprochenen respiratorischen Arrhythmie erwiesen sich uns aber, worauf gleich noch einmal zurückzukommen sein wird, meistens gerade als besonders leistungsfähig.

Auch die Atmung selbst verlief bei der eben genannten Grenzsetzung des Rhythmus nur ganz selten rhythmisch, und bei der Tätigkeit anderer Organe, etwa bei der unseres Darmes, von Rhythmus zu reden, wäre dann ganz abwegig.

Nun stammt aber doch der Begriff Rhythmus ursprünglich gerade aus dem Erleben des Herzschlages und der Atmung bei uns selbst. Da soll der Begriff auf einmal gar nicht mehr darauf anwendbar sein, oder wenn er darauf angewendet wird, dann soll das Leben damit prinzipiell als unvollkommen, ja als mangelhaft charakterisiert sein? Das ist doch eine Konsequenz, mit der man bei richtiger Überlegung wohl kaum einverstanden sein kann. Zumindest muß man sich vorher fragen, ob nicht vielleicht bei der Orientierung des Rhythmusbegriffes an der Technik eine Entstellung desselben stattgefunden hat.

Mit Letzterem kommen wir nun der Klageschen Auffassung vom Rhythmus entgegen. Nach Klages beruht der Fehler in einer Verwechslung von Rhythmus und Takt. Takt definiert er als Wiederholung von Gleichem, Rhythmus hingegen als Wiederkehr von Ähnlichem. „Was unterscheidet denn vom bloß mechanischen Spiel des metronomisch genau taktierenden Anfängers den rhythmisch wirkenden Vortrag des vollendeten Künstlers?“ fragt Klages. Und er antwortet darauf: „daß innerhalb einer nur erfühlbaren Breite, jenseits deren die Störung des Rhythmus begänne, das Tempo einem unablässigen Schwanken huldigt. Immer“, sagt Klages weiter, „ist es innerhalb der bloß erfühlbaren Schwankungsbreite die merkliche Verschiedenheit der sich in stetigen Übergängen erneuernden Elemente, was die lebendige Leistung vor der maschinellen auszeichnet und dessen Abwesenheit es bewirkt, daß dieser das pulsende Wallen fehlt.“

Im letzten Satze war von stetigen Übergängen die Rede, und damit haben wir nun ein Zweites, was nach Klages unbedingt zum lebendigen Rhythmus gehört und ihn eindeutig vom unlebendigen Takte scheidet. Der Takt beginnt und endet schlagartig. Er setzt scharf begrenzte Teilungen in der Erscheinungen Flucht. Die rhythmische Welle hingegen beginne und endige nicht, sie komme und gehe. „Vermittelt durch einen unauszählbaren Wechsel von Zwischenlagen“, sagt Klages, „gleitet die Aufbewegung in die Abbewegung hinüber und umgekehrt, so daß weder am oberen noch am unteren Wendepunkt eine Kante entspringt.“ In der Physik nennt man die ideale Form solcher mit fließend ineinander übergehenden Bögen hin und her schwingenden Wellen Sinuskurven.

Wie ist es nun damit, müssen und können wir diese zweite Behauptung von Klages, daß die echten Lebensrhythmen solche Sinusschwingungen seien, ebenso anerkennen wie seine erste, daß es sich bei ihnen nicht um die stereotype Wiederholung von gänzlich Gleichem handele? Dies ist nun unseren Erfahrungen nach nicht möglich. Fangen wir als erstem, zweifellos rhythmischem Vorgang mit unserer Fortbewegung an. Hier hat uns nun die genaue Analyse, vor allem diejenige mit Hilfe von Zeitlupenfilmen, gezeigt, daß sich dabei unsere Glieder keineswegs in gleichmäßigen Sinuskurven mit fließenden Übergängen bewegen. Vielmehr werden die beiden Phasen der Bewegung, also Vor- und Rückbewegen des Beines oder Beugen und Strecken gewöhnlich ungleichmäßig ausgeführt, die eine betont, die andere unbetont. Besonders ausgeprägt ist dies beim Radfahren, wo die Abwärtsbewegung, die Streckung des Beines, stark druckbetont ist, die Aufwärtsbewegung, die Beugung, hingegen unbetont. Daran sind natürlich zum Teil Unterschiede in den äußeren mechanischen Verhältnissen während der beiden Bewegungsphasen schuld. Aber das ist es nicht allein, sondern die Unterschiede sind schon in den Eigentümlichkeiten des zentralnervösen Erregungsvorganges begründet; denn auch horizontale Hin- und Herbewegungen des Armes in der Luft, also Bewegungen, bei denen die mechanischen Bedingungen nach beiden Seiten ganz gleich sind, pflegen — außer wenn man sich ganz besonders bemüht, dies zu vermeiden, und das erweist sich als sehr schwer — stets mit Betonung nach einer Richtung ausgeführt zu werden. Durch diesen betonten plötzlichen Kraft-einsatz nach einer Seite kommt es am einen Umschlagspunkt der Bewegung jeweils zu einer plötzlichen Beschleunigung und damit zu einem Knick, zu der nach Klages rhythmusfeindlichen Bewegungskante.

Nun könnte man einwenden, das seien ja auch willkürliche Bewegungen und da sei natürlich der Geist, der Gegenspieler des Lebensrhythmus, am Werke. Daß dem aber nicht so ist, ergibt sich daraus, daß auch unsere Atmung, wenn ganz unbewußt und unwillkürlich ausgeführt, dieselbe einseitig betonte Form hat: unbetont langsam ausschwingende Ausatmung, mit plötzlicher Beschleunigung betont einsetzende Einatmung, die aber allmählich abebbt, um bogenförmig wieder in die unbetonte Ausatmung hinüberzuschwingen. Auch beim Herzen ist es ganz entsprechend: aus allmählich ausklingender Erschlaffung mit einem Knicke plötzlich einsetzende Zusammenziehung. Im übrigen sieht man diese einseitige Betonungsform auch bei nichtmenschlichen Bewegungen, wie z. B. bei den Hin- und Herbewegungen von Fischen oder, um eine nicht

muskuläre-Bewegung zu nennen, bei der sogenannten Flimmerbewegung, die schon bei den einfachsten einzelligen Lebewesen sehr verbreitet vorkommt.

Im übrigen handelt es sich hier um eine auch in der unbelebten Natur sehr häufig zu findende Bewegungsform, die in der modernen Technik vor allem in der Elektrotechnik eine erhebliche Rolle spielt. Man bezeichnet dort diese Form der Schwingung — also allmählich nach der einen Richtung auslaufend und plötzlich nach der anderen umkippend — als Kippschwingung.

Nun hat die physikalische Analyse ergeben, daß, wo wir solche Kippschwingungen auch finden, einerlei ob bei elektrischen, hydraulischen, chemischen oder sonstigen Geschehen, es sich immer um den Ausdruck einer bestimmten Art von Kräftespiel handelt, nämlich um den rhythmischen Wechsel von allmählichen Aufladungsvorgängen, die bei einer bestimmten Höhe der Aufladung plötzlich in eine Entladung umkippen.

Die Physiologie zeigt nun, daß es auch in der belebten Natur nicht anders ist, und damit gibt sie zugleich eine Antwort auf die Frage, wie es kommt, daß Rhythmenbildung eine der Grunderscheinungen des Lebens darstellt. Die Physiologie lehrt nämlich, daß kein Lebewesen und auch kein Organ desselben so ohne weiteres aus dem Zustande der Ruhe in den der Tätigkeit übergehen kann, sondern daß dem immer erst ein Geschehen vorangehen muß, daß wir als Erregung bezeichnen und das dann die Tätigkeit erst auslöst. Erregung und Tätigkeit sind streng auseinanderzuhalten. Die Erregung ist ein in allen Organen, einerlei ob Nerv oder Muskel oder Drüse, gleichartiges, nur quantitativ verschiedenes Geschehen. Die von ihr ausgelöste Tätigkeit erst ist organspezifisch, wie Absonderung in den Drüsen oder Zusammenziehung in den Muskeln.

Die Erregung ist nun nichts anderes als eine Auslösung von Energien, und zwar, wie wir mit Hilfe der Messung elektrischer Potentialspannungen feststellen können, eine Entladung von Energiespannungen, die sich in der Ruhe allmählich ausbilden. Was wir als Ruhe bezeichnen, ist also kein passiver Zustand, sondern in Wirklichkeit ein höchst aktives Geschehen, nämlich ein Aufladungsvorgang. Solche Aufladungen müssen aber immer wieder stattfinden; denn die belebte Natur ist ebenso wie die unbelebte dem zweiten Gesetze der Energielehre unterworfen, nach welchem es nur dann zu Umsetzungen von Energie kommen kann, wenn energetische Spannungsunterschiede bestehen. So muß der Grundprozeß des Lebens, den wir Erregung nennen, ein rhythmischer Vorgang sein, weil er als ein Entladungsgeschehen immer nur nach einer Pause der Wiederaufladung fortgesetzt werden kann. Tatsächlich arbeiten unsere erregungsbildenden Organe (Sinnesorgane und Gehirn) stets rhythmisch, auch dann, wenn der die Erregung auslösende Reiz ein kontinuierlicher ist. Ebenso erfolgt die Weiterleitung der Erregung in unseren Nerven immer nur rhythmisch.

So erklärt sich, daß wir in unseren Lebensäußerungen überall auf Rhythmenbildungen stoßen und zugleich, daß diese stets mehr oder minder ausgesprochen die Form von Kipp- und nicht von Sinusschwingungen haben.

Die Entladungsnatur des Erregungsgeschehens ist aber nicht die einzige Ursache der Rhythmenbildung in der lebendigen Natur, sondern, und zwar vor allem bei den in längeren Zeiträumen ablaufenden Rhythmen, spielt noch eine andere Eigentümlichkeit des Lebensprozesses mit. Doch bevor wir uns dieser zuwenden, wollen wir zunächst die praktischen Folgerungen betrachten, welche sich aus dem soeben Dargelegten ergeben.

Danach könnte es zunächst scheinen, als wenn die Behauptung der Klagesschen Schule zu Recht bestehe, daß alles Nichtrhythmische unnatürlich sei und damit auch alle mit längerer Muskelanspannung verbundene Arbeitsleistung, so wie sie in der Praxis beim Halten und Tragen doch sehr häufig vorkommt. Dem ist aber nun durchaus nicht so; denn wenn auch der Erregungsvorgang von Natur aus rhythmisch ist, so ist es die durch ihn ausgelöste organspezifische Tätigkeit an und für sich nicht. Ihr Ablauf ist auch im allgemeinen viel zu träge, um den hochfrequenten einzelnen Erregungsstößen folgen zu können. Eine Ausnahme macht nur das Herz, bei welchem die einzelnen Erregungen besonders langsam aufeinander folgen. Sonst reagieren die Erfolgsorgane, vor allem unsere Gliedmuskeln, nur dann rhythmisch, wenn der Serie von Einzelerregungen noch eine langsamere Entladungsperiodik übergeordnet ist. Unser Gehirn besitzt nun allerdings in vielen seiner Teile eine ausgesprochene Neigung zu solchen periodischen Aussenden seiner Erregungsentladungen, und zwar sowohl in seinen tieferen, die unwillkürlichen Lebensvorgänge, wie z. B. die Atmung, leitenden Partien als auch in seinen höheren Abschnitten, in welchen das sogenannte willkürliche Geschehen sich abspielt. Aber es gibt auch verschiedene Gehirnteile, die ganz gleichmäßig anhaltende Serien von Einzelerregungen aussenden. Das sind diejenigen Gehirnteile, welche die dauernde Aufrechterhaltung unserer Körperstellungen zu besorgen haben. Diese Gehirnteile werden erst Jahre nach der Geburt voll funktionsfähig. Der Säugling kann daher zwar rhythmisch strampeln, aber sich nicht aufrecht halten, und auch das Kind, ja der Jugendliche kann noch keine schwere Haltearbeit leisten. Für Kinder sind deshalb anhaltende, also unrhythmische Beanspruchungen, unnatürlich; nicht aber sind sie es für den voll entwickelten Erwachsenen. Man kann sie auch nicht, weil unrhythmisch als dem unbewußt flutenden Leben fremd, also als geistesbedingt, ansehen; denn es sind manche völlig unbewußt ablaufende Haltemechanismen dabei.

Das soeben für reine Haltungen Ausgeführte gilt ganz genau so auch für nichtrhythmische Einzelbewegungen, also einzelne Beugungen und Streckungen von einer Gliedstellung in eine andere. Die unrhythmische Einzelbewegung und Haltung sind also nichts Unnatürliches, sondern ein entwicklungsgeschichtlich jüngerer Erwerb, der unsere Leistungsfähigkeit sehr stark erweitert. Schließlich ist es auch nicht richtig, die sogenannte Versteifung, d. h. die gleichzeitige dauernde Anspannung aller ein Gelenk umgebenden Muskeln von vornherein als etwas Pathologisches anzusehen, wie dies die rhythmische Gymnastik möchte. Wir könnten gar keine kraftvollen Bewegungs- und Halteleistungen in einem Gelenke durchführen ohne sichernde Versteifung in den benachbarten Gelenken. Was nützte uns z. B. ein kraftvolles Zupacken mit der Faust, wenn uns die Faust in einem lockeren Ellbogengelenke leicht beiseite

geschlagen werden kann. Wir sind auch, wovon Sie sich an sich selbst leicht überzeugen können, gar nicht imstande, einen kraftvollen Faustschluß zu machen, ohne daß unsere Oberarmmuskeln unwillkürlich mit angespannt werden und das Ellbogengelenk versteifen.

Damit soll natürlich nicht bestritten werden, daß übertriebene Versteifungen unnütze Verkrampfungen darstellen und unter allen Umständen als leistungsbehindernd bekämpft werden müssen. In dieser Beziehung hatte sich auch die rhythmische Gymnastik durch Einführung und Betonung der Lockerungs- und Entspannungsübungen große Verdienste erworben. Leider sind diese Übungen wieder stark in Vergessenheit geraten, weil sie vielfach als zu wenig kraftvoll und damit als nicht männlich genug angesehen wurden. Und doch könnte mit ihnen gerade bei Schwerarbeitern viel erreicht werden, nicht nur zur Beseitigung der bei diesen Leuten so häufigen stark leistungsbeeinträchtigenden Dauerverkürzungen der Muskeln, sondern auch wegen ihrer sehr günstigen Wirkung auf den Blutkreislauf und damit auf die Beschleunigung der Erholung bzw. auf die Hinausschiebung der Abnutzung der Muskeln.

Es soll auch nicht verschwiegen werden, daß die rhythmische Bewegungsart eine besonders ökonomische ist. Sie ermüdet weniger rasch und wir arbeiten dabei mit einem höheren Nutzeffekte, als wenn wir Einzelbewegungen und Haltungen ausführen. Deshalb sind aber diese letzteren doch nicht als unnatürlich und daher als gesundheits-schädlich anzusehen.

Ebenso ist auch die andere Behauptung abzulehnen, daß jeder Organismus in seinen Bewegungen einen bestimmten Eigenrhythmus aufweise, den man nicht stören dürfe. Einmal ist diese Behauptung nicht mehr haltbar, nachdem erkannt ist, daß es sich beim Erregungsrhythmus nicht um Sinus-, sondern um Kippschwingungsvorgänge handelt. Während nämlich verschiedene gleichzeitig ablaufende Sinusschwingungen sich nur gegenseitig überlagern können, wobei aber jede einzelne ihre Frequenz starr beibehält, können Kippschwingungsvorgänge unter weitgehender Abänderung ihrer Frequenzen sich gegenseitig modifizieren. Unsere Erregungsabläufe haben demnach als Kippschwingungsvorgänge gar nicht den starren Eigenrhythmus, den man ihnen, wohl im unbewußten Gedanken an die länger bekannten Sinusschwingungen, gern zuschreiben möchte.

Gewiß haben, wie alle Kippsysteme, auch unsere erregungsbildenden Organe eine bevorzugte Eigenfrequenz, zu welcher sie, wenn unbeeinflusst, zurückkehren. So fanden wir bei jedem Menschen, wenn er völlig unbeeinflusst geht, ein ganz bestimmtes, immer wieder von ihm eingeschlagenes, für ihn typisches Gehtempo. Diese Eigenfrequenzen schwanken nur mit verschiedener Erregbarkeit des Betreffenden in einem gewissen Bereiche. Es kann also unseren Organen eine gewisse Tendenz zum Eigenrhythmus zwar nicht abgesprochen werden, aber dieser ist niemals starr, sondern plastisch. Es handelt sich, besser gesagt, um bevorzugte Frequenzbereiche. Außerdem haben die einzelnen die Erregungen bildenden Stellen verschiedene Bereiche, so daß von dem behaupteten einheitlichen Eigenrhythmus des ganzen Organismus keine Rede sein kann.

Nun ist aber noch mit einer anderen Möglichkeit zu rechnen, nämlich damit, daß die einzelnen Organe zwar in verschiedenem Rhythmus arbeiten, die Frequenzen der einzelnen Rhythmen jedoch, so wie die Schwingungen harmonischer Töne in einfachen, ganzzahligen Verhältnissen zu einander stehen. Es ist behauptet worden, daß bei unbeeinflussten Tieren solche harmonischen Beziehungen zwischen ihren Bewegungen und ihrem Herzschlage und ihrer Atmung bestünde, daß also auf jeden Herzschlag immer eine Bewegung entfiel und auf jeden Atemzug eine bestimmte ganze Zahl von Herzschlägen bzw. Bewegungen, und daß diese Beziehungen verschwänden, sowie die Tiere gestört würden. Man hat auch dies als Eigenrhythmus bezeichnet und hat weiter behauptet, daß das Kleinkind einen solchen Eigenrhythmus noch besäße, ihn aber dann später durch unsere fehlerhafte körperliche Erziehung verliere. Wir haben dies einmal mittels exakter, dabei jedoch weder physisch noch psychisch störender Messungen nachgeprüft. Dabei ergab sich, daß bei noch nicht schulpflichtigen Kindern und auch noch in den ersten Schuljahren, wenn man die Kinder ganz wie es ihnen beliebte gehen und laufen ließ, Schritte und Herzschläge in der Tat in erstaunlichem Maße übereinstimmten, und daß dies 1:1-Verhältnis auch sofort gestört wurde, sowie man die Kinder zu einem anderen Gehtempo veranlaßte, als sie es aus sich selbst heraus nahmen. Bei älteren Kindern und erst recht bei Erwachsenen war, auch wenn sie im Eigentempo gingen oder liefen, das harmonische Verhältnis von Schritt- zu Herzfrequenz mit wenigen Ausnahmen tatsächlich verlorengegangen. Die weitere Prüfung dieser Befunde ergab jedoch, daß der Grund für diesen Verlust nicht in einer Verbildung durch fehlerhafte körperliche Erziehung seitens der Schule, des Turnens oder Sportes zu suchen war, sondern einfach darin, daß mit dem Wachstum sich ein nervöser Bremsmechanismus der Herzfähigkeit entwickelt. Dieser Bremsmechanismus verhindert aber ein unnützes, unökonomisches Hinaufschnellen der Herzfrequenz bei der körperlichen Bewegung und befähigt damit den Erwachsenen zu Leistungen, durch welche das Kind schwer überanstrengt würde. Wir haben es also mit einem entwicklungsgeschichtlichen Verluste des Eigenrhythmus zu tun, der nicht zu einer Beeinträchtigung, sondern zu einer Steigerung der Leistungsfähigkeit geführt hat.

Es ist ja auch klar, daß dem so sein muß; denn die Fähigkeit, sich vielfältig wechselnden Außenweltverhältnissen anpassen zu können — und in dieser Fähigkeit liegt gerade die Höhe unserer menschlichen Organisation — ist mit der Bindung an einen festen Eigenrhythmus nicht vereinbar. Eine solche Bindung ist nur brauchbar für niedere Organismen, welche unter recht gleichbleibenden Umweltsbedingungen leben, von denen nur gleichmäßige Leistungen gefordert werden und die deshalb mit einem stereotypen Mechanismus auskommen können. Ein besonders ausgesprochenes Beispiel hierfür liefern die Medusen, also z. B. die Quallen unserer Ostsee, welche überhaupt keine Sinnesorgane besitzen, um irgendwelche Außenweltsveränderungen wahrnehmen und dann darauf reagieren zu können und welche mit einem einzigen, unveränderlich im Eigenrhythmus ablaufenden Schlagen ihrer Glocke sowohl ihre äußere Fortbewegung als auch ihren inneren Stofftransport besorgen. Anderes brauchen sie auch nicht in dem gleichbleibenden Meeresmilieu.

Bekanntlich wiederholen sich nach dem sogenannten biogenetischen Grundgesetze die stammesgeschichtlichen Entwicklungsvorgänge in der

Entwicklung der Einzellebewesen. So finden wir denn beim Kinde den Eigenrhythmus noch als ein entwicklungsgeschichtliches Überbleibsel vor, von dem dann der Erwachsene sich emanzipiert, zwar niemals völlig, aber doch so weit, um auch vielfach wechselnden Leistungsanforderungen von anderer Form gewachsen zu sein.

Die ihrer Natur nach rhythmische Form der Erregungsentladung kann verständlicherweise nur die Ursachen derjenigen Lebensrhythmen darstellen, deren Perioden kurz sind und nur Bruchteile von Sekunden bis Sekunden dauern wie bei der Herztätigkeit und unserer Fortbewegung oder eine Reihe von Sekunden bis allerhöchstens zu einer oder wenigen Minuten, wie bei der Atmung und der Tätigkeit unseres Darmes. Daneben zeigen aber zumindest die höher organisierten Lebewesen wie wir Menschen noch wesentlich längerdauernde Rhythmen, die sich von Minuten oder wenigstens größeren Teilen von solchen bis über Stunden, ja Tage erstrecken. Diese beruhen nun nicht wie die erstbesprochenen auf dem Wesen des Erregungsvorganges, sondern haben ihre Ursachen in einem Grundprinzip der lebendigen Organisation.

Leben ist gebunden an ein fortlaufendes Geschehen, und so muß ein Lebewesen, um dabei doch seinen Bestand bzw. seine durchgehende Einheitlichkeit zu wahren, eine Organisation haben, die ihm ein labiles Gleichgewicht garantiert, in das es durch Gegenregulationen zurückgebracht wird, wenn äußere oder innere Vorgänge es daraus herausgebracht haben. Nun haben diese Gegenregulationen die merkwürdige Eigentümlichkeit, überschießend zu sein, was wiederum einen Rückregulierungsstoß in der anderen Richtung auslöst, der, wenn auch nur schwächer, abermals überschießt und so fort.

Ein Beispiel für solche auf dem Gegenregulationsprinzip beruhende rhythmische Schwankungen bietet das den Ärzten wohlbekannte Verhalten des Blutzuckers nach der Nahrungsaufnahme. Hier kommt es nach einer primären Steigerung zu einer gegenregulatorischen Senkung bis unter das Nüchternniveau, worauf dieses zunächst wiederum ein wenig überschritten wird. Dann erst kehrt der Zuckergehalt endgültig zum Ausgangswert zurück. Ganz entsprechend fanden wir nach körperlichen Beanspruchungen den während der Arbeit gesteigerten Stoff- und Energieverbrauch in der Erholungszeit nicht nur einfach wieder auf den Ruhewert zurückkehren, sondern zunächst eine Zeitlang unter diesen sinken. Dadurch kann nachträglich ein Teil des Arbeitsverbrauches wieder eingespart werden.

Auch für die Herztätigkeit während einer Bewegung, wie z. B. beim Gehen oder Laufen, fanden wir ein entsprechendes rhythmisches Verhalten. Mit dem allerersten Schritt, ja noch vor demselben, wenn wir erst die Absicht fassen, eine Bewegung zu beginnen, kommt es infolge unwillkürlicher zentraler Miterregung des Herzens zu einer Beschleunigung der Pulsfrequenz. Bereits nach einigen Schritten schlägt dies aber in eine Wiederverlangsamung um, welche vorübergehend bis unter die Ruhefrequenz gehen kann. Dann beschleunigt sich der Puls von neuem, verlangsamt sich abermals, um sich, eventuell nach noch weiteren immer stärker gedämpften Hin- und Herschwankungen erst endgültig auf die für das betreffende Bewegungstempo benötigte Frequenz einzustellen.

Es ist ein Zeichen von funktioneller Schwäche, wenn diese rhythmischen, gegenregulatorischen Schwankungen auf eine stärkere Beanspruchung nur gering sind oder gar völlig ausbleiben. So ist es nach ärztlicher Erfahrung ein Zeichen von Schwäche des Zuckerstoffwechsels, wenn die Steigerung des Blutzuckergehaltes nach Nahrungsaufnahme nicht prompt und überschießend, sondern erst ganz allmählich wieder ausgeglichen wird. Genau so muß nach ärztlicher Erfahrung, wenn die Nieren funktionstüchtig sein sollen, eine größere aufgenommene Flüssigkeitsmenge nach bestimmter Zeit nicht nur völlig wieder ausgeschieden sein, sondern die Ausscheidung muß noch überschießend sein. Ebenso fanden wir nun die rhythmischen Schwankungen der Pulsfrequenz zu Beginn einer Arbeitsleistung nicht etwa bei schwächlichen, sondern im Gegenteil gerade bei leistungsfähigen Personen besonders ausgeprägt, während bei schwächlichen Personen unter nur geringen Rückschlägen oder auch ganz ohne solche die Pulsfrequenzen immer mehr in die Höhe kletterte und sich eine mit weiterem Arbeiten nicht mehr zu vereinbarende Beschleunigung der Herztätigkeit entwickelte.

Neben solch rhythmischem Pendeln auf äußere Beeinflussung bzw. Beanspruchung hin, sieht man nun aber auch ohne dies, also anscheinend ganz spontan, mehr oder minder rhythmische Schwankungen in den verschiedensten Lebensgeschehen ablaufen. So fanden wir auch bei ruhigem Verhalten der Personen die Pulsfrequenz so gut wie nie völlig konstant, sondern, abgesehen von den schon erwähnten von der Atmung hervorgerufenen, auch noch langsameren rhythmischen Schwankungen unterworfen, für welche irgendeine äußere Veranlassung nicht auffindbar war. Ähnlich, nur in noch längeren zeitlichen Abständen wiederkehrend, fanden sich anscheinend spontane kleine Steigerungen des Blutzuckers.

Wie sind nun solche mehr oder minder rhythmische Spontanschwankungen zu bewerten? Die vergleichende Physiologie lehrt uns, daß, während bei den primitiven Organismen das innere Lebensgeschehen in Abhängigkeit von den Verhältnissen der Umwelt sehr starken Schwankungen unterworfen ist, die Entwicklung bei den höheren Organismen in Richtung auf ein von den Umweltseinflüssen unabhängiges inneres Lebensniveau geht. Daraus hat man nun die derzeit herrschende Meinung gefolgert, daß der Gipfel der Organisation, das Ziel der Entwicklung in einer absoluten Konstanz aller inneren Lebenserscheinungen, wie etwa der Herztätigkeit, der Körpertemperatur, des Stoff- und Energieumsatzes und damit des Bestandes an Zucker, Vitaminen, Salzen, Wasser usw. zu erblicken sei. Rhythmische Schwankungen, wie die eben beschriebenen des Blutzuckergehaltes oder der Pulsfrequenz, werden daher angesehen als Zeichen fraglicher Leistungsfähigkeit, als Schwächen, welche mehr oder minder sich vergrößernd gleitend hinüberführen in den Bereich des direkt Krankhaften.

Mir scheint es nun, daß wir in dieser Folgerung wiederum einen Ausdruck der technischen Infizierung unseres Denkens zu erblicken haben. Für die Technik ist absolute Konstanz der maschinellen Abläufe das Ideal, und das hat man nun unbedenklich auf das Lebensgeschehen übertragen, was aber durchaus nicht zulässig ist. Gewiß sind stärkere Schwankungen ohne äußere Ursache zweifellos als Kennzeichen mangelhafter innerer Ausgeglichenheit zu betrachten. So fanden wir erhebliche Schwankungen des Nüchterblutzuckers mit allen unangenehmen Begleit-

erscheinungen, wie zeitweises Flauheits- und Schwächegefühl, als typische Symptome unzureichender Ernährung. Daraus aber auf die Fehlerhaftigkeit auch schwächerer Schwankungen zu schließen, ist jedoch durchaus unzulässig. Einmal ist es eine allgemeine Erfahrung, daß krankhafte Erscheinungen sehr häufig nichts anderes sind als pathologische Übersteigerungen von in normalem Ausmaß überaus zweckmäßigen Vorgängen. Dazu ergab sich im Speziellen noch, daß mäßige Spontanschwankungen auch bei in bestem Ernährungszustande und in voller Leistungsfähigkeit stehenden Personen zu finden waren. Bei der Herztätigkeit zeigten sich überdies ausgeprägte periodische Schwankungen der Frequenz gerade bei besonders leistungsfähigen Personen. Zumal ein starkes Schwanken der Herzfrequenz im Rhythmus der Atmung ist mit einem guten Trainingszustande ganz besonders häufig gekoppelt. Es ist auch verständlich, daß dem so ist; denn ein solches Schwanken, also die sogenannte respiratorische Arrhythmie, ist funktionell betrachtet nichts anderes als eine Anpassung der Herztätigkeit an den mit der Atmung wechselnden Rückstrom des Blutes zum Herzen. Aber auch andere von der Atmung unabhängige periodische Schwankungen der Herzfrequenz sieht man bei Leistungsfähigen besonders gut ausgeprägt. Ja das Fehlen von solchen anscheinend spontanen Frequenzschwankungen, die sogenannte Pulsstarre, muß man, worauf vor längeren Jahren schon einmal der Kliniker Goldscheider hingewiesen hat, direkt als ein Zeichen von Kreislaufschwäche ansehen. Entsprechendes ist seit langem schon von unserem Auge bekannt, wo die Iris normalerweise dauernd in leichter Unruhe sich befindet und die Pupillenstarre für den Arzt ein untrügliches Zeichen schwerer Erkrankung darstellt.

Allgemein physiologisch betrachtet ist es also ein schwerer Irrtum, das Ziel der Entwicklung, die Höhe der Lebensorganisation in der Erreichung völliger maschinengleicher Konstanz aller innerer Lebenserscheinungen zu erblicken. Die Stabilität der absoluten Konstanz bedeutet in Wirklichkeit das Ende des Lebens; denn sie ist Starre, ist Tod. Der Höhepunkt der Entwicklung liegt nicht in der Fesselung des fließend schwankenden Geschehens zur absoluten Konstanz der Stabilität, sondern nur in der Bändigung der Schwankungen zur annähernden Konstanz eines labilen Gleichgewichtes. Wie hat doch Goethe die für das Leben charakteristische Polarität von Geschehen und Sein so unübertrefflich ausgedrückt in den Worten:

„Immer wechselnd; fest sich haltend.“

Diese Worte liefern uns zugleich einen Gesichtspunkt, worin wir, wie mir scheint, die tiefste Bedeutung aller dieser periodischen Spontanschwankungen zu erblicken haben. Sie sind Ausdruck einer hin und her spielenden Reguliervorrichtung, die den Pendelgang des Lebens im Schwingen zu halten hat. Sie sind nichts anderes als die Unruhe in der Uhr unseres Lebens. Oder um wieder mit dem Dichter zu reden:

„Und umzuschaffen das Geschaffne
Damit sichs nicht zum Starren waffne
Wirkt ewiges, lebend'ges Tun.“

In dieser Auffassung, daß es sich bei den Spontanschwankungen nicht um Zeichen mangelhafter Ausgeglichenheit, sondern im Gegenteil um den Ausdruck des Spieles eines zweckmäßigen Schutzmechanismus handelt, bin ich bestärkt worden durch Erfahrungen über tageszeitliche Schwankungen, welche in den letzten Jahren gemeinsam mit meinen Schülern Franz und Hussels gewonnen wurden.

Die Tatsache des Vorhandenseins tageszeitlich gebundener periodischer Schwankungen im Lebensgeschehen ist an und für sich altbekannt, am ältesten wohl von den Pflanzen her. Hat doch schon der alte Linné nach dem tageszeitlich genau sich wiederholenden Öffnen und Schließen der Blütenblätter eine Blumenuhr aufgestellt. Auch beim Menschen sind verschiedene tageszeitliche Schwankungen schon länger wohl studiert worden. Vor allem sind tagesperiodische Schwankungen unserer Körpertemperatur mit einem Tal am frühen Morgen und einem Gipfel am Nachmittag nicht nur allen Ärzten bekannt, sondern wohl auch jedem Laien, der sich einmal um einen Kranken bemüht hat. Ebenso, wenn auch nicht immer an die gleichen Tageszeiten gebunden, sind Schwankungen im Blutkreislauf, in der Blutzusammensetzung, in der Wasserausscheidung und noch in einigem mehr beschrieben worden.

Wir selber stießen bei kriegsbedingten Ernährungsuntersuchungen auf tageszeitliche Schwankungen in der Ausnützung unserer Nahrung. Diese zeigten sich neben Schwankungen im Energieverbrauch bei der Bewältigung der Nahrung, auf welche ich aus begreiflichen Gründen hier nicht näher eingehen will, auch in einem verschieden hohen Ansteigen des Blutzuckers, wenn morgens, mittags und abends die gleichen Mahlzeiten verzehrt wurden.

Über das Verhalten des Blutzuckers im nüchternen Zustande und nach Nahrungsaufnahme ist nun schon außerordentlich viel gearbeitet worden, vor allem im Zusammenhange mit der ziemlich häufigen Erkrankung der Zuckerharnruhr, des sogenannten Diabetes. Da ist man begreiflicherweise schon vor uns auf das Vorkommen tageszeitlicher Schwankungen des Zuckerhaushaltes und deren Bedeutung für eine zweckmäßige Behandlung des Diabetes aufmerksam geworden. Soweit man bei dieser Gelegenheit schon bei Gesunden solche Schwankungen feststellte, hat man sie einfach für Vorstufen des Diabetes erklärt, für Zeichen einer Labilität, die dann einfach vergrößert zur ausgesprochenen Erkrankung führe (Hopmann). Dies ist nun sicher nicht zutreffend; denn einmal stimmen die bei Gesunden zu findenden Schwankungen nach Zeit und teilweise auch nach Richtung gar nicht mit den bei Diabetikern beschriebenen überein. Vor allem aber fand Hussels, daß normalerweise ganz eindeutig nur Leute von schmalwüchsiger, sogenannter leptosomer oder auch asthenischer Konstitution starke tageszeitliche Schwankungen des Zuckerstoffwechsels aufweisen — und dies, wenn der Konstitutionstyp ausgeprägt ist, fast immer tun —, während Leute von dickwüchsiger, sogenannter pyknischer Konstitution normalerweise solche Schwankungen entweder gar nicht oder nur ganz schwach zeigten. Zum Diabetes sind aber umgekehrt ganz ausgesprochen die Pykniker prädisponiert und nicht die Astheniker. Danach können die normalen tageszeitlichen Schwankungen des Zuckerhaushaltes auf keinen Fall, wie behauptet, die Vorstufen der krankhaften diabetischen Störungen sein, im Gegenteil, diejenigen Personen, welche normalerweise diese Schwankungen ausgeprägt aufweisen, sind ja gerade vor dem Diabetes weitgehend geschützt.

Nun ließen sich weiter die Schwankungen beim Gesunden in der Mehrzahl der Fälle zurückführen auf eine mittags über, also zur Zeit des Hauptverzehrns zuckerbildender Stoffe, eintretende Verstärkung der Wirkung des gegen die diabetische Stoffwechselstörung regulierenden Mechanismus. Somit scheint mir, zumal auch im Hinblick auf alles vorher Besprochene, der Schluß nicht ungerechtfertigt zu sein, daß wir es in den normalen tagesperiodischen Schwankungen des Zuckerhaushaltes mit dem Ausdrucke eines täglichen Stoffwechseltrainings zu tun haben, welches, anstatt zu krankhaften Störungen zu führen, im Gegenteil bestimmt und auch befähigt ist, davor weitgehend zu schützen.

Ganz entsprechend möchten wir auch die Bedeutung der tagesperiodischen Schwankungen des Blutkreislaufes in einem Training dessen erblicken. Genau so wie bei scharfer körperlicher Beanspruchung, also beim Sport oder bei den Übungsmärschen in der Rekrutenausbildung, das Training sich darin zeigt, daß in Zeiten der Ruhe der Kreislauf eine starke, Reserve schaffende Bremsung erfährt, genau so zeigen sich auch die tagesperiodischen Schwankungen des Blutkreislaufes in einer scharfen Bremsung desselben in den nächtlichen Ruhestunden.

Nun ist aber die Sachlage nicht etwa so, daß diese Bremsung, wie überhaupt die ganze Tagesperiodik, durch den Wechsel von Tätigkeit und Ruhe bzw. durch den von Wachsein und Schlafen verursacht wird. Zwar erfährt die bremsende Phase der Periodik erst im tiefen Schlaf ihre volle Ausbildung, aber sie beginnt eindeutig schon vor dem Schlaf. Die Ursache für die Tagesrhythmik liegt tiefer. Sie ist noch nicht endgültig geklärt. Vor allem herrscht noch keine Einigkeit darüber, ob sie in einem inneren Faktor zu suchen ist oder letzten Endes in einem äußeren kosmischen. Die Mehrzahl der hierüber arbeitenden Forscher ist wohl zur Zeit zur letzteren Auffassung gelangt. Dafür, daß ein mit der Umdrehung der Erde zusammenhängender kosmischer Faktor unseren inneren Tagesrhythmus auslöse, wird vor allem ins Feld geführt, daß dieser nach mehreren Untersuchungen angeblich streng ortzeitlich gebunden sein und beim Ortswechsel mit der Ortszeit sich verschieben soll. Es gibt aber auch eine gegenteilige Beobachtung. Weiter hat man eine Bestätigung für die Abhängigkeit von einem kosmischen Faktor darin erblickt, daß bei zwei Leuten, welche mehrere Jahre hindurch regelmäßig als Nachtarbeiter bzw. als Nachtwächter Dienst getan hatten, keine Umkehr des gewöhnlichen Tagesrhythmus, der Körpertemperatur und der Höhe des Gesamtstoffwechsels gefunden wurde.

Damit sind wir auf einer ganz anderen Ebene wieder auf das Problem des Eigenrhythmus gestoßen und auf die Frage der Notwendigkeit seiner Berücksichtigung. Diesmal haben wir das Problem in einer praktisch besonders aktuellen Form vor uns. Denn es ist ja ganz klar, und diese Konsequenz ist auch gezogen worden, daß, wenn es eine feste, nicht umkehrbare innere Tagesperiodik gibt, wir unsere Lebensführung mit den Hauptzeiten des Schaffens und der Ruhe den Phasen dieser Periodik anpassen müssen. Im großen und ganzen ist dies ja auch mit einer Hauptarbeitsperiode von etwa acht Uhr morgens bis siebenzehn Uhr nachmittags, einem abendlichen erholenden Ausklingen und einer nächtlichen Schlafperiode geschehen. Aber wie ist es mit der schon in Friedenszeiten großen und jetzt im Kriege vollends Legion gewordenen Schar der Nachtarbeiter? Hier hat man in der Tat, sich stützend auf die beiden erwähnten Beobachtungen einer Nichtumkehrbarkeit der Tagesperiodik, von einer Disharmonie zwischen Lebensweise und innerem Rhythmus gesprochen und hat diese Disharmonie angeschuldigt als Quelle schwerer vegetativ-nervöser Störungen, welche die Leistungsfähigkeit erheblich beeinträchtigen, ja völlig aufheben könnten (Jores, Arborelius).

Nun gibt es Nachtarbeit in großem Ausmaße nur in Ländern mit einer gewissen Höhe der Industrialisierung. In solchen hochindustrialisierten Ländern sind andererseits auch solche vegetativ-nervöse Störungen, oder wie sie Hochrein kürzlich genannt hat, nervöse Ermüdungskrankheiten eine auffallend häufige Erscheinung. Sie tragen hier nicht unerheblich bei zu dem unter dem Namen Arbeitsknick bekannten gewordenen starken Nachlassen der Leistungsfähigkeit schon in relativ frühen Lebensjahren. Wir kennen nun eine ganze Reihe von anderen Faktoren, die weit sicherer als Ursache dieser nervösen Ermüdungskrankheiten bzw. des Arbeitsknicks angeschuldigt werden können. Aber es bleibt doch die Frage, ob daneben nicht die durch die Industrialisierung eingeführte Nachtarbeit und eine dadurch bedingte Disharmonie von Lebensweise und innerem Rhythmus mitschuldig ist und in welchem Ausmaße dies der Fall ist.

Da ist nun nach den Untersuchungen in unserem Institut zunächst zu sagen, daß die Frage, ob Umkehrbarkeit oder Nichtumkehrbarkeit der Tagesperiodik doch noch nicht so eindeutig im letzteren Sinne entschieden sein dürfte. Was seinerzeit für die Körpertemperatur und die Gesamthöhe des Stoffwechsels gefunden wurde, braucht keineswegs auch für die verschiedenen anderen Rhythmen zuzutreffen. In der Tat fanden wir beim Zuckerstoffwechsel eine starke Abwandelbarkeit, ja anscheinend sogar völlige Umkehrbarkeit des Tagesrhythmus. Dies war freilich nur bei bestimmten Personen der Fall; doch damit sind wir gerade bei dem zweiten, noch wesentlicheren Einwande angelangt, nämlich dem, daß es sich bei den genannten älteren Untersuchungen immer nur um solche an einzelnen Personen gehandelt hat. Bei der, wie wir vorhin sahen, starken Konstitutionsgebundenheit der Form und des Ausmaßes des inneren Tagesrhythmus ist es aber ganz unzulässig, Beobachtungen an Einzelpersonen zu verallgemeinern.

Aber auch wenn sich herausstellen sollte, daß die für die Arbeitsleistungsfähigkeit wesentlichsten inneren Vorgänge sich in ihrem Tagesrhythmus nicht umkehren lassen, so folgt daraus nur, daß bei Nachtarbeit schwerer, mit größerer Anstrengung dieselben Höchstleistungen zu erreichen sind wie bei Tagesarbeit. Nicht dagegen folgt daraus, daß dabei stärkere gesundheitliche Schäden drohen müssen. Daß für nicht wenige Menschen die Nachtarbeit eine wesentlich schwerere Belastung darstellt als die Tagesarbeit, ist wohl unbestreitbar und ebenso, daß

nicht wenige Menschen die Nachtarbeit schlechter vertragen als die Tagesarbeit und mit der Zeit nervöse Störungen bekommen. In letzterem Falle ist es aber sehr die Frage, was hierbei im einzelnen Ursache und was Folgeerscheinung ist, ob diese Leute ihre vegetativ-nervösen Störungen durch die Nachtarbeit bekommen haben, oder ob sie die Nachtarbeit schlecht vertragen, weil sie von vornherein vegetativ-nervös labil waren. Sicherlich gibt es andererseits nicht wenige Menschen, die selbst von jahrelanger Nachtarbeit nicht die geringsten gesundheitlichen Schäden davontrogen. Dazu gehörten übrigens anscheinend die beiden Personen, bei denen, wie erwähnt, von älteren Untersuchern keine Umkehr der Tagesperiodik gefunden worden war. Hier hatte also die für so gefährlich angesehene Disharmonie zwischen Lebensweise und innerem Rhythmus tatsächlich jahrelang bestanden, ohne daß die ihr zugeschriebenen schädlichen Folgeerscheinungen eingetreten waren.

Jedenfalls bedarf der ganze Fragenkomplex dringend der weiteren Untersuchung an einem größeren Personenkreis. Hierbei sind erstens einmal die Unterschiede in der Stärke und vor allem in der Wandlungsfähigkeit der inneren Rhythmen bei den verschiedenen Konstitutionen genauer zu erforschen und ebenso die konstitutionellen Unterschiede in der Empfindlichkeit gegen Disharmonien zwischen Lebensweise und innerem Rhythmus, um daraufhin eine Auswahl treffen und die ihrer Konstitution nach von der Nachtarbeit besonders Bedrohten von vornherein davon ausschalten zu können. Zweitens aber muß man vor allem die Bedingungen noch genauer erforschen, welche für die Anpassung des inneren Rhythmus an die Änderung der äußeren Lebensführung besonders günstig sind. Zu diesen Bedingungen gehört, das kann man jetzt schon sagen, in erster Linie, daß man dem Organismus genügend Zeit für die Anpassung läßt.

Nun ist es weitverbreitet üblich, daß man möglichst häufig, zum Teil schon nach ein bis zwei Wochen, immer wieder einen Wechsel in den Arbeitsschichten eintreten läßt. Dies sieht vom Gesichtspunkte einer gerechten, gleichmäßigen Verteilung der Beanspruchung zunächst als das einzig Vernünftige aus. Es ist aber in Wirklichkeit das gerade Gegenteil davon, indem so nicht, wie beabsichtigt, jedem immer wieder Erholungsmöglichkeiten in besonders günstig gelegenen Arbeitszeiten gewährt werden, sondern stattdessen jeder gezwungen wird, sich gerade dann immer wieder neu umzustellen, wenn äußerer und innerer Rhythmus sich bestenfalls eben aneinander angepaßt haben. Den Ärzten ist es wohl bekannt, daß nichts so sehr den geregelten Ablauf unseres inneren Geschehens belastet und nichts so leicht zu nervösen inneren Störungen führt wie häufige zeitliche Umstellungen.

Meine Damen und Herren! So haben Betrachtungen und Untersuchungen von zunächst anscheinend nur ganz allgemein theoretischer naturphilosophischer und naturwissenschaftlich-medizinischer Art uns doch alsbald herangebracht an höchst aktuelle praktische Probleme und nicht nur an die Probleme allein, sondern auch an deren Lösungsmöglichkeiten. Andererseits habe ich es bereits kurz erwähnt und möchte es noch einmal ausdrücklich betonen, daß unsere letzten, Ihnen eben vortragenen Erfahrungen über die Tagesperiodik erst entstanden sind aus den Anregungen, welche wir bei ganz speziellen, kriegsbedingten Forschungsaufgaben gewonnen haben. Mögen Sie aus diesem Beispiel ersehen, wie Wesensforschung und Zweckforschung sich nicht ausschließen, sondern sich erst richtig ergänzen, indem jede durch die Befruchtung von der anderen hier immer wieder den notwendigen Impuls zu neuem Leben erhält. Diese Wechselbedingtheit von zweckentricktem Betrachten und zielgerichtetem Handeln hat Altmeister Goethe uns schon vorgehalten, indem er sagt: „Was nützt, ist nur ein Teil des Bedeutenden; um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muß man ihn um seiner selbst willen studieren.“ Aber noch etwas anderes möge Ihnen, meine Damen und Herren, aus den eben dargelegten Untersuchungen und Gedanken hervorgehen, nämlich, wie notwendig es ist, die in der Organisation des Lebens und speziell des menschlichen Lebens liegenden Voraussetzungen zu erkennen und klar herauszuarbeiten, wenn wir nicht nur alle unsere Leistungen zum Höchsteinsatz steigern, sondern uns auch auf dem Höchststande unserer Leistungsfähigkeit erhalten wollen. Beides aber ist, unserem Führer folgend, die Forderung des Tages.

So schließe ich denn diese Gedenkstunde mit der Hoffnung, daß nicht nur der Ihnen hier gezeigte Teilausschnitt des wissenschaftlichen Bemühens, sondern auch alle andere, vielfach noch weit direkter kriegseingestellte wissenschaftliche und auch praktische Arbeit an unserer Rostocker Universität sich als fruchtbar für unser Volk erweisen möge.

Unser Volk und unser Führer, unser Führer Adolf Hitler und unser Volk: Sieg Heil!

7 Ärztliche Aufgaben bei der Erziehung des Kindes

Professor Dr. med. Karl Klinke

Die körperliche und geistige Erziehung im Kindesalter scheint zunächst nur eine am Rande der ärztlichen Tätigkeit liegende Aufgabe zu umschließen, die für einzelne Forscher auf dem Grenzgebiet zwischen Medizin und Pädagogik Bedeutung haben mag. Schließlich, so könnte man meinen, sind die gegebenen Erzieher die Eltern; und Generationen von Eltern haben ihre Erziehungsaufgaben ohne pädagogische und ärztliche Mitwirkung in einwandfreier Weise gelöst.

In Wirklichkeit treten aber an den Arzt vielerlei Erziehungsprobleme heran, die er gewissermaßen als Mittler zwischen der individuellen Betreuung und den Forderungen des Staates zu lösen hat. Gar nicht selten wird er auch zur Deutung und Behandlung von anscheinend rein körperlichen Störungen nach den versteckt liegenden seelischen Ursachen fahnden und Erziehungshilfen anwenden müssen.

Aus beiden Gründen ist es für den Arzt von Wichtigkeit, sich mit dem Problem der Erziehung — und zwar der untrennbaren Einheit von körperlicher und geistiger Erziehung — eingehend zu befassen.

Mit fortschreitender Kultur und Zivilisation sind die Aufgaben der Erziehung verwickelter geworden. Die Ausweitung des seelischen Lebensraumes erfordert gegenüber primitiveren sozialen Verhältnissen ein immer stärkeres Einfließen, eine charakterliche und geistige Formung immer größeren Ausmaßes. Erziehungsschwierigkeiten werden sich daher besonders dann leicht einstellen, wenn bei den Eltern ein rascher sozialer Aufstieg vorausgegangen ist. Überaus häufig treten auch bei der Ablösung der Kinder aus dem Bereich der elterlichen Autorität, insbesondere bei den Jungen, schwere erzieherische Krisen auf. Mit diesen Überlegungen wird klar, daß die Ursache nicht allein bei den Kindern zu liegen braucht; Mängel in der Erziehbarkeit einerseits, Mangel an Erziehungstalent andererseits können dieselben Folgen zeitigen.

Schon die frühkindliche Zeit stellt die Eltern vor verantwortungsvolle Aufgaben. Gerade in diesem Alter kann durch Erziehungsmaßnahmen eine recht nachdrückliche Formung des Charakters erreicht werden. Mit geringer Übertreibung kann man sagen, daß der Mensch nur im ersten Lebensjahr erzogen wird, daß er diese Grundlagen später nur fortentwickelt.

Das Wesen der Erziehung in unserem Sinne umfaßt all die fördernden und hemmenden Maßnahmen, die aus dem zunächst egozentrisch eingestellten Kind bei möglichstster Wahrung seiner persönlichen Anlagen ein soziales Lebewesen machen sollen.

Das Ziel muß also darin erblickt werden, daß bei dem Kinde ein seelischer Zustand erreicht wird, von dem der größtmögliche Nutzen für die Allgemeinheit und den Menschen selbst erreicht wird.

Bei der ärztlichen Einflußnahme auf die Erziehung des Kindes kann es sich dabei naturgemäß weniger um die Ausbildung der Verstandesanlagen oder einer manuellen Geschicklichkeit handeln. Das ist Sache der Schule oder der Lehrmeister. Ein Rat wird von dem Arzt vielmehr dann erwartet, wenn es sich um die charakterliche Erziehung und dabei auftretende Mängel handelt.

Voraussetzung für eine ersprießliche Tätigkeit ist, daß man über den seelischen Aufbau der kindlichen Persönlichkeit, über den Charakter und seine Entwicklung von der frühen Kindheit an unterrichtet ist.

Die moderne Psychologie stellt sich einen schichtweisen Aufbau der psycho-physischen Persönlichkeit vor. Diese Schichten kann man wie folgt unterscheiden: 1. die Schicht der körperlichen Gegebenheiten mit ihren Automatismen; 2. die Schicht der Triebe; 3. die Schicht des Verstandes. Durch das Ineinanderspiel der verschiedenen Schichten entstehen dann die Gefühle, die Affekte und die Willensvorgänge. Der Charakter eines Menschen stellt sich nun als die Summe dieser seelischen Äußerungen dar. Dabei ist gerade für den Arzt die Bedeutsamkeit der körperlichen Bedingungen — insbesondere das Zusammenspiel der Hormone — von Wichtigkeit.

All die komplexen Äußerungen des seelischen Lebens laufen bei den verschiedenen Menschen an Intensität, an freudiger oder trauriger Färbung, an Schnelligkeit oder Langsamkeit des Verlaufs unterschiedlich, immer jedoch einheitlich gerichtet ab. Die besondere Art des Verlaufs bestimmt das Charakterbild eines Menschen. Wir werden so aufbrausende, langsame, fröhliche oder traurig gestimmte, mutige oder verzagte Charaktere unterscheiden können.

Das Vorhaben der Erziehung muß nach diesen Darlegungen dahin gehen, die Ausmaße der charakterlichen Unterschiede der einzelnen Individuen soweit auszugleichen, daß ein reibungsloses und nützliches Zusammenleben mit der übrigen Menschheit möglich wird. Am Rande sei vermerkt, daß erst die Verschiedenheit der Charaktere den Begriff der Menschheit auszufüllen vermag.

Im Wesen der Erziehung liegt begründet, daß sie nur über Vermittlung der Einsicht — also des Verstandes — wirksam werden kann. Ein Idiot ist nicht zu erziehen, oder eben nur soweit, als er Einsicht aufzuweisen hat. Der erfahrene Arzt kann solche Zustände schon bei sehr jungen Kindern erkennen. Er wird dann auch in der Weise erzieherisch eingreifen müssen, daß er den Eltern klarmacht, daß bei den häufig abgöttisch geliebten Kindern alle Mühen vergeblich sind und besser anderen Objekten zugewendet würden.

Daneben muß festgestellt werden, daß die verschiedenen Temperamente wohl innerhalb der normalen Schwankungsbreite ausgeglichen werden können, daß das aber bei stärker ausgeprägten, insbesondere somatisch bedingten Formen, nicht mehr gelingt. Ein Kind etwa, das eine Störung im Sinne einer Überfunktion der Schilddrüse hat, wird mit keinem Erziehungsmittel zu einem langsam reagierenden Menschen geformt werden können. Die Erkenntnis solcher rein somatischer Bedingungen obliegt wiederum als eine wichtige Erziehungsaufgabe dem Arzt.

Diese Anlagebedingtheit darf aber nicht zu dem Schluß verleiten, daß die Entwicklung eines Menschen unabänderlich vorausbestimmt sei.

Die Lehre von der Erbllichkeit der Charakteranlagen kann niemals ein Anlaß werden, sich der erzieherischen Verantwortung zu entziehen. Gegeben sind durch die Anlage nur die primitiven Reaktionsbereitschaften als aufnahmebereite Gefäße; ihre Füllung mit den sozialen Formen ist eben die Aufgabe der Erziehung.

Auf der anderen Seite könnte es nach den bisherigen Ausführungen so klingen, als wenn jedwede Erziehung eine öde Gleichmacherei darstellte.

Auch diese Ansicht ist nicht zutreffend. Durch keine Art der Erziehung läßt sich die ursprüngliche Färbung des Charakters zum Abblässen bringen. Und vor allem — in schwierigen Lebenslagen, die nicht vorausschauend durch die Erziehung geregelt werden können, wird sich der Charakter eines Menschen stets der ursprünglichen Anlage gemäß äußern. Eine Erziehung für alle Gelegenheiten des Lebens gibt es nicht; gerade die wichtigsten Situationen sind nicht nach erlernten Beispielen zu entscheiden, so daß das Wort: *Procrustes* seine volle Gültigkeit behält.

Unter den unkomplizierten Bedingungen des Säuglings- und Kleinkindesalters wird sich, wie leicht einzusehen, eine Beeinflussung einfacher und nachdrücklicher erreichen lassen, als bei den vielfach verschlungenen Gegebenheiten des späteren Kindesalters oder gar der Erwachsenenzeit. Diese Ueberlegung unterstreicht die vorher geäußerte Auffassung, daß ein Hauptteil der Erziehung im ersten Lebensjahr zu leisten ist.

Eine Erziehungsberatung in diesem Lebensabschnitt kann nun gewöhnlich allein der Arzt vornehmen; er ist der gegebene Mittler, der unbeeinflußt von elterlicher Zuneigung die größeren Ziele im Auge behalten kann und etwaige kaum wiedergutzumachende Erziehungsfehler abzustellen vermag.

Als Grundlage der folgenden Auseinandersetzungen sei eine kurze Darstellung der geistigen Entwicklung im frühen Kindesalter gegeben.

Das Neugeborene zeigt zunächst wenig geistige oder seelische Regungen. Sein Verhalten ist fast zur Gänze durch Automatismen bestimmt. Die ersten Anfänge einer geistigen Entwicklung beginnen erst geraume Zeit nach der Geburt. Auch im Verlaufe der ersten drei Monate, während derer die Funktionen des Sehens, Hörens usw. eine deutliche Fortbildung erfahren, sind die geistigen Fortschritte unmerklich, so daß man diese Zeit als das dumme Vierteljahr bezeichnet hat.

Erst um die Wende des ersten Vierteljahres beginnt das Bewußtsein in die Seele einzukehren. Schon etwas früher ist die einzigartige menschliche Reaktion des Lächelns in Erscheinung getreten, die bei keinem Tier als Ausdruck eines Lustgefühls zu beobachten ist. Allmählich stellt sich nun das Bewußtwerden des Körpers ein, der Zugehörigkeit von Händen und Füßen zu der eigenen Person. Das erste räumliche Tasten beginnt, ein Vorgang, den die deutsche Sprache als Urbild einer Erkenntnis mit dem Wort begreifen übernommen hat.

Etwa mit sechs Monaten werden von dem Säugling die ersten persönlichen Beziehungen zur näheren Umwelt aufgenommen. Durch die Möglichkeit des Aufrichtens formt sich ein ungefähres Raumbild, das allerdings erst langsam an Tiefe gewinnt. Noch lange Zeit wird nach zu weit entfernten Gegenständen gegriffen. In dieser Periode entwickeln sich auch die ersten Sprachlaute in Form des Lallens.

Gegen Ende des ersten Jahres erobert sich das Kind durch das Erlernen des Stehens und Laufens den Raum in seiner eigentlichen Weite; im Verlauf des zweiten Jahres folgt das Erlernen der Sprachentwicklung.

Während dieses Zeitraumes vollzieht sich nun der grundlegende Teil der Erziehung. Der Arzt kann heute für diese Zeit starre Erziehungs- und Pflegethemen aufstellen, nachdem ihm die kinderärztliche Forschung die notwendigen Grundlagen dafür gegeben hat.

Schon beim Säugling jenseits der Neugeborenen-Periode ist eine erzieherische Einflußnahme möglich. Wenngleich das erste Vierteljahr nicht mit Unrecht als das dumme Vierteljahr gilt, so ist doch auch schon in diesem Alter der Säugling recht wohl befähigt, seine Erfahrungen zu verwerten und sein Verhalten danach einzurichten.

Mit dem Begriff des Säuglings verbindet sich die Vorstellung des unartikulierten Schreiens, mit dem der Wunsch nach Nahrung, nach Wäschewechsel u. a. geäußert wird. Dieses Schreien ist als Ruf für die Mutter anzusehen und hat dann seine Berechtigung, wenn wirklich eine abzustellende Ursache dafür vorhanden ist. Kinder, die genau nach den ärztlichen Ratschlägen für Ernährung und Pflege behandelt werden, schreien aber nur sehr selten. Ausnahmen von dieser Regel gibt es bei gesunden Kindern so gut wie überhaupt nicht. Der beste Beweis dafür ist, daß man das häufig maßlose Geschrei der Säuglinge im elterlichen Haushalt in einer Säuglingsstation niemals zu hören bekommt.

Übermäßiges Schreien beruht bei gesunden Kindern bereits auf einer Fehlerziehung. Eilt nämlich eine Mutter bei jedem Schrei ihres Kindes sofort herbei, so wird der Säugling um die für ihn recht bedeutsame Erfahrung bereichert, daß er nur zu schreien braucht, damit das geringste Mißbehagen abgestellt wird und er unterhalten wird. Das Schreien, das zunächst nur ein Unbehagen ausdrückt, wird zum Wutgebrüll, wenn der Wunsch nicht erfüllt wird. Allmählich entwickelt sich ein solcher Säugling schon im ersten Vierteljahr zum Tyrannen seiner Umgebung. Denn hat sich erst einmal eine derartige Reflexbahn eingelaufen, so ist diese Reaktionsweise erzieherisch nur sehr schwer zu beeinflussen. Der primitive Bedingungsreflex kann zur Fixation der egozentrischen Einstellung in der Zukunft führen. Spätere Erfahrungen mögen ein solches Kind belehren, daß es im sozialen Leben seine eigenwilligen Absichten nicht ungehemmt durchzusetzen vermag. Die einmal eingespielte Assoziationsbahn wird aber — zum mindesten im Untergrund des Charakters — immer vorhanden sein und die soziale Einfügung erschweren.

Die notwendige Erziehung des Säuglings besteht also zunächst darin, daß er lernt, sich der höheren Einsicht der Erwachsenen zu fügen. Muß er feststellen, daß sein Schreien keinen Erfolg hat, so wird er es allmählich einschränken und lernen, daß er sich dem Lebensrhythmus, den die ärztliche Wissenschaft ihm vorschreibt, zu fügen hat. Er lernt auch, daß er geringes Unbehagen zu ertragen hat und es nicht aller Welt zur Kenntnis bringen darf. Damit ist eine frühe — ihm zunächst noch unbewußte — Einfügung in die soziale Gemeinschaft erreicht.

Unbestreitbar liegt bei der liebevollen Einstellung der Mutter zu ihrem Kinde das Verwöhnen außerordentlich nahe. Der Arzt muß ihr aber klarzumachen wissen, daß dem Kinde damit durchaus kein guter Dienst erwiesen wird, ja daß es durch das viele unnütze Geschrei, das

durch „Verziehen“ bestimmt nicht abzustellen ist, in seinem Gedeihen geschädigt wird.

Auf der anderen Seite ist die von gewisser Seite — wie z. B. den Behavioristen — vertretene Anschauung falsch, daß bei der Erziehung des Säuglings die Mutterliebe nur als unbedeutsamer, ja entbehrlicher Faktor zu werten sei. Gerade die intensive, liebevolle Beschäftigung mit dem Kinde ist für seine körperliche und geistige Entwicklung von unersetzbarer Bedeutung. Der Arzt kennt die Schäden, die bei jungen Kindern durch Mangel an Liebe infolge häufigen Wechsels des Pflegepersonals in Krankenhäusern als seelischer Hospitalismus auftreten. Eine solche liebeleere Erziehung muß, da sie die gegenteiligen Wirkungen wie die Verzärtelung erreicht, ebenfalls schädigend auf die Psyche des Kindes wirken.

Das für die Erziehung richtige Mittelmaß wird nur in der Familie zu erreichen sein; in diesem Zusammenleben muß die Mutter ihre Zuneigung zwischen dem Kind und dem Gatten teilen, so daß die kühlere Sachlichkeit des Vaters schon aus persönlichen Gründen auf etwaige Übertreibungen der mütterlichen Liebe Einfluß nehmen wird. Überhaupt erscheint die Zusammensetzung des Personenkreises um den Säugling — seine seelische Umwelt — als ein wichtiges Erziehungsmoment. Hier mag ein Grund — abgesehen natürlich von vielen anderen Bedingungen — für die häufigen Erziehungsschwierigkeiten bei unehelichen Kindern zu suchen sein.

Der ärztliche Ratschlag zur bewußten Vernachlässigung übertriebener Ansprüche des Säuglings hat allerdings manchmal zu einer Zurücksetzung des Kindes geführt, die gewissermaßen den ersten Grad des Hospitalismus im Schoße der Familie darstellt. Aus übertriebener Furcht, sie könnte das Kind verzärteln, entfernt die Mutter das Kind möglichst aus ihrem Gesichtskreis.

Der Schaden, der hierdurch entsteht, ist nicht als sehr groß zu bewerten. Ja man kann von dieser Maßnahme, die durch das Hintanhalten von neuen Eindrücken wirksam ist, sogar als erzieherische Maßnahme bei nervösen Kindern mit Vorteil Gebrauch machen. Im ganzen muß die Erziehung um so ruhiger und stetiger gehandhabt werden, je leichter erregbar der Säugling ist. Infolgedessen treten erzieherische Schwierigkeiten dann besonders leicht auf, wenn der Erziehung die feste Linie fehlt. Das wird leicht der Fall sein, wenn eine junge Mutter selbst noch unter dem Einfluß der eigenen Mutter oder sonstiger älterer Familienmitglieder steht, die erfahrungsgemäß zu Nachgiebigkeit geneigt sind. Solche Mißstände abzustellen, ist eine lohnende, aber nie gedankte Aufgabe für den wirklichen Hausarzt.

Im zweiten Lebensvierteljahr, wenn der bewußte Bewegungsdrang erwacht, ist vom Arzt auf eine Unterstützung dieses Dranges hinzuwirken. Die Bekleidung des Säuglings ist ja in unseren Breiten seiner Beweglichkeit nicht recht förderlich. Andererseits ist für die körperliche Entwicklung, insbesondere zur Verhütung der Rachitis, eine möglichst große Bewegungsfreiheit sehr erwünscht. Es ist aber nicht erforderlich, mit dem Säugling besonders ausgeklügelte Bewegungsübungen vorzunehmen. Das Spiel der Mutter mit dem nackten Säugling beim Umziehen, nach dem Baden erscheint als wirksamste Art der Gymnastik im eigentlichen Wortsinne. Häufig steht dem eine Angst der Mutter vor der Empfindlichkeit des Kindes entgegen, die der Arzt durch entsprechende Aufklärung beseitigen muß.

Mit der nunmehr fortschreitenden Entwicklung des Verstandes werden die Methoden der Erziehung beim Säugling und Kleinkind differenzierter. Als ein ausgezeichnetes Mittel einer Bestrafung erweist sich die bewußte Vernachlässigung des Kindes, die Entziehung des angenehmen Zusammenseins mit der Mutter.

Der Arzt kennt in diesem Alter eine Reihe von anscheinend krankhaften Reaktionen, wie etwa das Spucken nach den Mahlzeiten, das habituelle Erbrechen, das Verweigern einer neuen Nahrung, schließlich das Wiederkauen. Solche Ungezogenheiten müssen dem Säugling durch Bestrafung als etwas Unerwünschtes eingeprägt werden. Am besten geschieht das in der angegebenen Weise, die schon von jungen Säuglingen als Strafe verstanden wird.

Ein Klaps dient im wesentlichen nur der Abreaktion der elterlichen Gereiztheit; bei etwas älteren Säuglingen wirkt er aber ebenfalls als verständliche Strafe. Doch sollte von dieser Erziehungsmaßnahme nur selten Gebrauch gemacht werden.

Auf der anderen Seite muß aber bei dem Kinde auch schon in diesem Alter das Gefühl für eine Belohnung geweckt werden. Gewöhnlich braucht der Arzt in dieser Beziehung einer Mutter nur selten Ratschläge zu geben. Sie weiß selbst, daß schon die Beschäftigung mit dem Kinde, ein Streicheln, ein Strampelnlassen, ein Aufnehmen u. a. m. als lustvolle Belohnung empfunden werden, falls dies nicht gewohnheitsmäßig geschieht. Jedes Übermaß an Belohnungen bedeutet außerdem ein Verziehen des Kindes.

Während der ganzen folgenden Entwicklungsperiode muß sich die Erziehung des Kindes im wesentlichen nach diesen Grundsätzen richten. Das Erlernen des Laufens geschieht um so leichter, je weniger man den Kindern dabei behilflich ist. Auch das Sauberwerden fällt in diese Entwicklungszeit; es ist bei gesunden, nicht verzogenen Kindern mittels Belohnung und Strafen fast stets bis zum Alter von anderthalb Jahren durchzusetzen.

Mit dem zunehmenden Verständnis für die Sprache und ihrem schließlichen Erlernen kommen außerdem als Erziehungsmittel die Wort-suggestionen „Du sollst“ und „Du sollst nicht“ zur Wirkung. Sie gestatten als unmittelbarste Verständigungsmittel eine nachdrückliche Formung der Willensbestrebungen des Kindes. Die vorher wohl doch schwer faßlichen Zusammenhänge zwischen Tat und Strafe werden nun in ihrer kausalen Zusammengehörigkeit sehr viel schneller klar, so daß das Kind schließlich „aufs Wort zu folgen“ lernt.

Mit etwa zwei Jahren tritt in der stürmischen körperlichen Entwicklung ein gewisser Stillstand ein; dafür beginnt die Zeit der ersten Reifung des Verstandes, des ersten Eindringens in die Gedankenwelt des Erwachsenen. Es kommt zu dem sogenannten Fragealter, in dem die Kinder die unsichtbare Welt des menschlichen Geistes entdecken.

Wenn der Arzt auch davor warnen muß, den Fragen des Kindes zuviel Nahrung zu geben, so muß doch eine stetige erzieherische Führung durch geduldige und überlegte Beantwortung zur Schaffung einer

erweiterten geistigen Grundlage beitragen. Ein Zuviel an Eingehen auf die kindlichen Fragen ist, da es zur Altklugheit führt, genau so falsch, wie das Kind in diesem Alter zu viel sich selbst zu überlassen. Man vergesse auch nicht, daß die beste Beantwortung der Fragen durch nur etwas ältere Geschwister oder Gespielen erfolgt, die eine dem Geist des Fragers angemessene Auskunft geben können.

Gerade die richtige erzieherische Ausnutzung des Fragealters wird aber dem Kinde und den Eltern die unabweislich folgende Zeit der Trotzperiode wesentlich erleichtern.

Um die Wende des dritten Lebensjahres beginnt nämlich das Kind, das bisher gedanklich fast ausschließlich rezeptiv, gefühlsmäßig narzistisch veranlagt ist, sich geistig selbständig zu betätigen und sich gleichzeitig mit seiner Umwelt gefühlsmäßig auseinanderzusetzen. Dieser Zustand kann zu erheblichen seelischen Spannungen führen, die an spätere Entwicklungsjahre erinnern, so daß dies Alter geradezu als die erste Pubertät bezeichnet wird.

Erzieherlich bequeme Kinder zeigen nur Trotzreaktionen geringen Ausmaßes und geringer Dauer. Bei anderen Kindern — in der Regel sind es die intelligenten und geistig-beweglichen — können recht große Erziehungsschwierigkeiten auftreten, die häufig ein ärztliches Eingreifen veranlassen. Ist insbesondere die geistige oder gefühlsmäßige Haltung der Eltern dem Kinde gegenüber unsicher — ein Zustand, der meist bei nicht in Ordnung befindlichen Ehen zu verzeichnen ist — so führt dieser Zwiespalt des erwachenden gedanklichen Formungswillens, der Gefühlsbereitschaft im Kampf mit dem unzureichenden geistigen Können und der elterlichen Gefühlskälte zu völlig verkrampften seelischen Haltungen.

Man kann dann Kinder erleben, die von sinnloser Zerstörungswut befallen sind, die anscheinend zweckbewußt alles Verbotene tun, die völlig unbeeinflußbar scheinen.

Dazu treten noch eine Reihe körperlich-seelischer Reaktionen, deren Zugehörigkeit zum Trotzkomplex manchmal erst der Arzt durchschauen kann, wie die Appetenzstörungen, die Schlafstörungen u. ä. Eine recht typische Erscheinung des Trotzalters ist das Bettnässen nach vorangegangener Sauberkeit. In der Mehrzahl der Fälle ist dieses Symptom aus einer Abwehrhaltung gegenüber den Erziehern und Eltern zu erklären, so daß man es nicht mit Unrecht als einen Organprotest bezeichnet hat. Als auslösende Ursache ist vielerlei zu finden — nicht selten eine durch falsche Erziehung genährte Eifersucht auf ein nachgeborenes Kind, häufig auch eine seelische Aushungerung, wie etwa in Waisenanstalten.

Dazu tritt als zweites auslösendes Element die innerlich unsichere Haltung des Kindes, denn Trotz ist ja aus Widerspruchsgeist gepaart mit Haltlosigkeit geboren.

Das Bemühen des Arztes muß deshalb dahin gehen, den Willen des Kindes zu stärken und die größten Erziehungsfehler abzustellen. Meist pflegt das Symptom des Bettnässens — soweit es nicht in Ausnahmefällen organisch bedingt ist — nach einiger Zeit zu verschwinden; seine Entstehung in späterer Zeit oder auch sein Fortbestehen bis über die Pubertät hinaus zeigt schwere seelische Störungen an, die wohl meist im Charakter begründet sind, nicht selten aber durch eine Fehlerziehung veranlaßt werden.

Während des Trotzalters ist in der Erziehung die Sicherheit und Geradlinigkeit der seelischen Führung von entscheidender Bedeutung. Fehler, die beim jüngeren Kind noch ohne schwerere Folgen bleiben können, bestrafen sich jetzt durch eine Verstärkung der Trotzsymptome.

Ein solch grundsätzlicher, nicht selten zu beobachtender Erziehungsfehler ist, daß etwas dem Kinde Verbotenes auf seine Bitten hin erlaubt wird.

Zweierlei ist hierbei falsch: Das erste ist das gewohnheitsmäßige Neinsagen, das wohl meist Ausfluß einer durch die vielen Erziehungsprobleme hervorgerufenen Ermüdung ist. Der zweite Fehler ist, daß ein einmal ausgesprochenes Verbot leichthin rückgängig gemacht wird. Das unbeugsame Verharren auf dem einmal gegebenen — allerdings genau zu überdenkenden — Gebot oder Verbot ist das Grunderfordernis einer rechten Erziehung.

Selbstverständlich muß eine solche strenge Zucht auch die notwendige Liebe erkennen lassen; denn mit dem Erwachen des bewußten Willens tritt im Trotzalter auch die bewußt auswählende Zu- oder Abneigung in Erscheinung.

Im frühen Alter ist ein Kind eigentlich zu jedem Menschen, der ihm freundlich entgegenkommt, zutunlich; einer intensiven Zuneigung oder eines starken Hasses ist es noch nicht fähig. Das kann — entgegen der Ansicht der meisten Mütter — jeder Arzt in einem Kinderheim oder einem Kinderkrankenhaus feststellen. Die an sich zumeist auf die Mutter gerichtete Zuneigung überträgt sich nach kurzer Gewöhnung ohne weiteres auf die jeweilige verständige Pflegeperson. Die als Gegenbeweis angeführten Schreckreaktionen auf bestimmte Menschen — Dunkelhaarige, Brillenträger u. dergl. — sind als bedingte Reflexe, als Erinnerungen an unlustbetonte Erlebnisse zu erklären. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß manche Mütter zur Bestätigung der eingebildeten einzigartigen Bindung des Kindes an sie selbst derartige Reaktionen ihren Kindern mehr oder minder bewußt anziehen.

Ein Übermaß an Liebe ist stets ein grundsätzlicher Erziehungsfehler. Das geschieht besonders leicht bei Einzelkindern; sie pflegen dann im Trotzalter besondere Schwierigkeiten zu bieten. Bei ihnen liegt die Gefahr außerordentlich nahe, daß ihren Wünschen zu leicht unter Hintansetzung der berechtigten Ansprüche der Eltern nachgegeben wird.

Für solche Kinder ist, wie überhaupt für alle Kinder, gerade während des Trotzalters das Zusammenleben mit etwa gleichaltrigen oder etwas älteren Gespielen von nicht genügend hoch einzuschätzender Bedeutung. In einer solchen Umwelt lernt das Kind die ersten Opfer für die kleine Gemeinschaft bringen; es nimmt Unlustgefühle in Kauf, weil der zu dieser Zeit sich entwickelnde Gemeinschaftstrieb — eine Teilerschaft des erwachenden Gefühlslebens — einen ausgesprochenen Lustgewinn vermittelt. Die erzieherischen Fähigkeiten solcher Kindergemeinschaften sind gar nicht gering; das mag allein schon damit belegt werden, daß ältere Kinder erst Kinder im Trotzalter als einigermaßen gleichberechtigte Glieder ihrer Gesellschaft anerkennen, die dann ernsthaft belohnt oder bestraft werden können. Jüngere Kinder werden verhätschelt, aber nicht erzogen.

Als stärkstes Strafmittel steht der Ausschluß aus der Gemeinschaft zur Verfügung, ein Mittel, das meist recht wirksam ist, wenn es nicht von unverständigen Eltern unwirksam gemacht wird.

Vorsicht ist bei solcher gegenseitigen Erziehung nur gegenüber körperlich oder geistig nicht normalen Kindern geboten; zu leicht entwickeln die anderen Kinder dann eine dem Alter natürliche Grausamkeit, die unerwünscht, wenn auch verständlich, ist.

Nicht unerwähnt mag bleiben, daß auch die altersgemäße Entwicklung des Intellektes durch den Verkehr mit anderen Kindern am besten gefördert wird. Beim Einzelkind, das nur in der Welt der Erwachsenen aufwächst, entsteht gefährlich leicht das Bild des altklugen und dabei schwunglosen Kindes.

Diese Erziehung von Kindern durch Kinder geschieht heute — da Großfamilien nur eine Seltenheit sind — in den Kindergärten. Trotz der sicherlich bestehenden erhöhten Gefahr der Infektionskrankheiten wird der Arzt in jedem Falle zu seinem Besuch raten dürfen. Ja er wird das geradezu aus therapeutischen Erwägungen dann tun müssen, wenn es zu schwereren erzieherischen Konflikten in der Familie selbst gekommen ist. In dieser Umgebung pflegen die Erziehungsschwierigkeiten von vornherein fortzubleiben. Voraussetzung für einen Dauererfolg ist allerdings, daß die Eltern einsichtig und den ärztlichen Belehrungen zugänglich sind.

Nach dem Abklingen des Trotzalters, das fast ein Jahr in Anspruch nimmt, geht die geistige Entwicklung in ruhigen Bahnen bis in das Entwicklungsalter. Während dieser Zeit ist die Erziehung des Kindes gewöhnlich verhältnismäßig problemlos. Wenn nicht gerade schwere Erziehungsfehler vorausgegangen sind, kommt das Kind dem Erzieher vermittelt einer in diesem Alter vorhandenen starken Suggestibilität aufgeschlossen entgegen. Aus diesem Grunde muß die erzieherische Einwirkung jetzt behutsam vorgenommen werden; die Belohnung wird den Vorrang vor der Strafe haben können.

Trotzdem muß in diesem Alter die Stetigkeit der Erziehung voll gewahrt bleiben. Jedem Ungehorsam hat unmittelbar eine eindrucksvoll unlusterregende Maßnahme zu folgen. Für Diskussionen ist in keinem Alter bis zur Pubertät Platz. Die erzieherischen Maßnahmen können allerdings gerade in dieser Zeit meist auf einen strafenden Tonfall, einen Vorwurf beschränkt bleiben — auch mit diesen milden Mitteln ist das gewünschte Ergebnis leicht zu erzielen. Die mehr oder minder harmlosen Bubenstreiche, die Jungen nun einmal im Übersäumen ihrer Kräfte ausführen müssen, sollen kein Anlaß zu übertriebenen Bestrafungen werden.

In dieses Alter fällt ein entscheidender Abschnitt der geistigen Entwicklung, der Übergang zur Schule.

Das Denkvermögen und das Wissenbedürfnis des Kleinkindes ist um die Wende des sechsten Lebensjahres weitgehender entwickelt, seiner Aufnahmefähigkeit sind aber in unserem Kulturkreis durch den Mangel an Lese- und Schreibfähigkeit Schranken gesetzt. Als neuartiges Erfordernis tritt das zielbewußte Lernen auf.

Schon früher hat sich jedes Kind in einem mit dem Alter zunehmenden Maße beim Spielen kleineren und größeren Mühen unterzogen, um ein gesetztes Vorhaben zu einem erfolgreichen Ende zu führen. Insbesondere im kindlichen Spielkreise wird es gelernt haben, Tätigkeiten, die zunächst nicht lustvoll erscheinen, mit dem Ziel eines späteren Lustgewinnes auszuführen. Damit hat sich bei dem Kinde der Begriff des Erarbeitens eines Zieles gebildet. Auch beim Schulbesuch wird dem Kinde klar, daß es Arbeit kostet, sich den ausgesprochenen Lustgewinn einer Erweiterung des Weltbildes zu verschaffen.

Bei manchen Kindern ist im Alter von sechs Jahren diese Einstellung noch nicht herangereift. Das sind die verspielten Kinder, die den Sinn einer Arbeit noch nicht begriffen haben, der Schrecken vieler Lehrer. Auch sie können leidliche Schulleistungen vollbringen; das tun sie aber im wesentlichen einer Person, gewöhnlich der Mutter oder dem Vater, zuliebe. Läßt bei solchen Kindern — bedingt durch Erziehungskonflikte — dieses Gefühl nach, so kommt es recht häufig zu einem Versagen in der Schule. Auf der anderen Seite kann man bei einem solchen langsam entwickelten Kinde später häufig eine beschleunigte geistige Entwicklung beobachten.

Für das Versagen der Kinder in der Grundschule kommt neben dieser Möglichkeit der Verspieltheit noch in Frage, daß der Intellekt für die gestellten Aufgaben nicht oder noch nicht ausreicht.

Im Zusammenhang damit wird dem Arzt oft die Frage vorgelegt, ob es ratsam sei, ein solches Kind noch ein Jahr vom Schulbesuch zurückzustellen.

Bei den verspielten Kindern kann davon abgeraten werden. Die Erziehung in der Schule, sowohl durch den Lehrer wie die Gemeinschaft der Mitschüler, hilft bei normal befähigten Kindern gewöhnlich die früheren Erziehungsfehler auszugleichen. Das beste wäre, ein solches Kind in eine Heimschule zu geben; dort pflegt sich binnen kurzem die Verträumtheit zu verlieren. Leider steht diesem Wunsche der Mangel an geeigneten Schulen und die Abneigung der Eltern hindernd entgegen.

Seltener wird man Kindern begegnen, bei denen der notwendige geistige Reifungsprozeß im Alter von sechs Jahren noch nicht eingetreten ist, und auch eine spätere beschleunigte Entwicklung nicht zu erwarten ist. Nach eingehender Klärung der Lage wird man ihnen gestatten können, noch ein Jahr mit dem Schulbesuch auszusetzen. Das gleiche gilt, wenn die körperliche Entwicklung weit hinter der zu diesem Alter erwarteten zurückbleibt.

Warnen sollte der Arzt davor, Kinder zu früh in die Schule zu geben, oder sie in jungen Jahren eine Klasse überspringen zu lassen. Die geistigen Fähigkeiten mögen im gegebenen Augenblick wohl der höheren Altersstufe entsprechen. In der Vorpubertät beginnen aber die Schwierigkeiten. Da entspricht die ja körperlich bedingte geistige Reifung doch nicht mehr dem Durchschnittsniveau der Klasse; die gefühlsmäßige Entwicklung bleibt zurück, und häufig werden bei einem solchen Kinde unerträgliche seelische Spannungen erzeugt, die sich dann auch auf die Schulleistungen auswirken.

Überhaupt ergeben sich bei den Schulleistungen nicht selten körperlich-seelische Erziehungsprobleme, die dann dem Arzt vorgetragen werden. Manchmal ist es wirklich nicht leicht, zu entscheiden, wer nun eigentlich der Patient ist. Ich denke dabei an Kinder, die regelmäßig vor dem Schulgang erbrechen, die jeden Tag mit Leibschmerzen oder Kopfschmerzen aus der Schule nach Haus geschickt werden. Es ist selbst für den erfahrenen Arzt häufig nicht leicht, abzuwägen, ob solch ein Kind als charakterschwach, als schlecht erzogen anzusehen ist, oder ob ein an sich gutwilliges, aber wenig begabtes Kind sich mit seinen primitiven Mitteln gegen den unvernünftigen Ehrgeiz seiner Eltern wehrt, die mit aller Gewalt einen guten Schüler aus ihm machen wollen.

In der Frage der Leibesübungen im Kindesalter ist die Stellung des Arztes ganz eindeutig gegeben. Eine Befreiung von Turnen und Sport darf nur aus gewichtigen ärztlichen Gründen erfolgen. Das erzieherische und körperbildende Moment der Ordnungs- und Kampfspiele ist als so hoch zu veranschlagen, daß wegen Schwächlichkeit u. ä. eine Befreiung niemals zu verantworten ist. Gerade die körperliche Betätigung ist das beste Mittel zur Anregung des Wachstums und der gesamten körperlichen Entwicklung.

Am Ende der Kindheit steht die Pubertät. In dieser Zeit, den sogenannten Flegeljahren, häufen sich die erzieherischen Schwierigkeiten im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Jetzt treten aber völlig anders geartete Probleme auf, die durch den Prozeß der seelischen und körperlichen Reifung bedingt sind.

Unter dem Einfluß der Entwicklung der Drüsen, wobei die Geschlechtsdrüsen nur scheinbar im Vordergrund stehen, kommt es auf seelischem Gebiet zu einer Ablösung aus der Sphäre der elterlichen Autorität. Der junge Mensch beginnt sich für sich selbst verantwortlich zu fühlen und distanziert sich von der Umwelt. Dabei kommen erhebliche Rückschläge in kindliches Denken und Fühlen vor, so daß ein unübersehbares Durcheinander auftreten kann. Bezeichnend ist auch die Ablösung von der objektiven, recht wenig gefühlsbetonten Welt des Kindes zu der gefühlsdurchwucherten, zunächst so außerordentlich subjektiv gefärbten Geisteswelt des Halberwachsenen.

Auch in dieser Zeit benötigt der werdende Mensch erzieherische Führung; nur sucht er sie nicht mehr bei der älteren Generation, die als rückständig und verständnislos empfunden wird. Dagegen tritt in diesem Alter bei allen Völkern, unter allen Kulturgraden bei der männlichen Jugend die Bildung von irgendwie gearteten Bündeln, die unter einem autoritären Führer stehen, in Erscheinung. In diesen Bündeln prägt sich die letzte Form des Charakters und es ist durchaus die Regel, daß viele Erziehungssünden der Kindheit in dem Schmelztiegel der Pubertät verbrannt werden. In Deutschland hat man diesem spontanen bündischen Trieb in der Hitler-Jugend Form und staatlichen Inhalt gegeben.

Bei den Mädchen sind die stürmischen Erscheinungen der Pubertät nicht so deutlich ausgeprägt. Entsprechend der rascheren körperlichen Entwicklung läuft auch die seelische Reifung schneller ab; im Alter von zwanzig Jahren entsprechen sie biologisch und seelisch den Männern von etwa fünfundzwanzig Jahren.

Wohl findet man auch hier im Pubertätsalter eine Art Führerinnenverehrung in Form etwa der Schwärmerei für eine Lehrerin. Die mehr passive Art der geistigen Image läßt aber keine stärkeren Bündnisbestrebungen in Erscheinung treten.

Die Pubertätszeit bietet reichliche ärztliche Probleme seelischer Natur — um eigentliche Erziehungsfragen handelt es sich ja kaum mehr. In dieser eigenartigen — bei keinem Tier in solcher Form zu beobachtenden Zeit — verläuft die Kurve der geistigen und seelischen Entwicklung in einer mehr oder minder gebrochenen Linie. In Analogie dazu steht das körperliche Verhalten, bei dem auch die ausfahrenden Bewegungen, das Überschnappen der Stimme u. ä., das Bild bestimmen. So ist zu erklären, daß Handlungen und Gefühle vorkommen können, die der junge Mensch selbst hinterher völlig unverständlich findet, weil er den Betrachtungsstandpunkt dafür verloren hat.

Nur eine eingehende, in steter Beobachtung erworbene Kenntnis dieser Vorgänge gestattet dem Arzt eine Bewertung des jungen Menschen und vorsichtigste Anwendung einer Erziehungshilfe. Es ist manchmal, insbesondere in forensischen Fällen, eine recht verantwortungsvolle Entscheidung zu treffen, ob eine Handlung noch als eine — dem Laien oft so unverständliche — Entgleisung der Pubertätszeit oder eine charakterliche Abwegigkeit darstellt.

Mit dem Abschluß der Pubertät ist die individuelle Erziehung des jungen Menschen als abgeschlossen zu betrachten.

Die letzte Formung als soziales Lebewesen erhält er dann durch den Staat selbst in der Schule des Arbeits- und Wehrdienstes.

Gedenkrede zu Nietzsches 100. Geburtstag

Professor Dr. phil. Walter Bröder

Wir gedenken heute des deutschen Denkers Friedrich Nietzsche, indem wir seine Gedanken nachdenken. Zu diesem Nachdenken lädt uns nicht nur der Umstand ein, daß gerade die runde Zahl von hundert Jahren seit seiner Geburt verflossen ist, nicht nur das Gefühl des Dankes gegenüber einem Großen unserer Vergangenheit, sondern es zwingt uns zu diesem Nachdenken die Tatsache, daß Nietzsches Gedanken einer Frage nachgehen, die auch unsere Frage sein muß, weil sie unserer eigenen Not Ausdruck gibt. Diese Frage stellt kein abstraktes und zeitloses Problem, sondern sie entspringt einer einmaligen geschichtlichen Lage, deren Heraufkunft Nietzsche als erster sah und die heute auch größeren Augen sichtbar geworden ist. Nietzsche nennt sie den europäischen Nihilismus.

„Was ich erzähle“, sagt Nietzsche in der Vorrede zu dem nicht fertig gewordenen Hauptwerk, das den Titel tragen sollte: „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte“. „Was ich erzähle, ist die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte. Ich beschreibe, was kommt, was nicht mehr anders kommen kann: die Herrschaft des Nihilismus. Diese Geschichte kann jetzt schon erzählt werden, denn die Notwendigkeit selbst ist hier am Werke. Diese Zukunft redet schon in hundert Zeichen, dieses Schicksal kündigt überall sich an, für diese Musik der Zukunft sind alle Ohren bereits gespitzt. Unsere ganze europäische Kultur bewegt sich seit langem schon mit einer Tortur der Spannung, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, wie auf eine Katastrophe los: unruhig, gewaltsam, überstürzt, einem Strom ähnlich, der ans Ende will, der sich nicht mehr besinnt, der Furcht hat, sich zu besinnen.“

Mit dem Wort Nihilismus, das er dem russischen Dichter Turgeniew entlehnt hat, bezeichnet Nietzsche die Erscheinung, daß die obersten Werte sich entwerten, die Werte, die allem Tun und Leiden der Menschen erst Sinn geben, um willen derer alles geschieht was geschieht. Wenn diese Werte sich entwerten, so hat alles keinen Sinn mehr. Es lohnt sich weder zu leben noch zu sterben. Wofür auch? Es gibt kein letztes unbezweifelbares Wofür — es ist alles umsonst.

Solche obersten Werte und ein höchstes Ziel waren dem Menschen durch Jahrhunderte hindurch vorgezeichnet durch die Weltdeutung der christlichen Religion. Gott, ein allmächtiges und schlechthin gutes Wesen, hat die Welt geschaffen und in ihr den Menschen, auf dessen Seelenheil es bei der ganzen Schöpfung ankam. Das Heil der menschlichen Seele, ihre Versöhnung mit Gott, das Kommen des Reiches Gottes, das war das oberste Ziel. Als dann die Kraft der christlichen Religion abnahm, hat doch die idealistische Philosophie die christliche Weltauslegung weitgehend konserviert. Diese Philosophie ist nach Nietzsches Wort in vieler Hinsicht nur eine hinterlistige Theologie.

Aber jetzt, d. h. in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, als Nietzsche schreibt, ist auch diese Philosophie untergegangen, ohnmächtig geworden, und der Mensch sieht sich der Tatsache gegenüber, daß Gott tot ist.

Gott, der christliche Gott, ist tot. Freilich: es gibt noch gläubige Christen und es wird sie auch in Zukunft geben, aber das Christentum ist keine geschichtliche Macht mehr. Wenn das aber so ist, dann ist auch der Deutung der Welt als Schöpfung der Boden entzogen, und dann ist nicht mehr die Versöhnung des Menschen mit Gott, das Kommen des Reiches Gottes das höchste Ziel. Dann aber gibt es kein höchstes Ziel mehr, nichts lohnt mehr — der Nihilismus ist da.

Nicht sogleich jedoch wird er deutlich sichtbar. Und das ist verständlich. Die Sinnlosigkeit des Lebens muß dem Menschen ein Grauen sein, ohne einen letzten Sinn seines Tuns und Leidens kann er nicht leben, und so setzt er schnell Götzen an die Stelle des toten Gottes. Als solche Götzen der modernen Zeit sieht Nietzsche an: den Fortschritt der Menschheit, das Glück der meisten, die abendländische Kultur, die nationale Machtentfaltung und andere Ideale. Es mögen das berechnete Ziele sein, die die Menschen unter diesen Namen verfolgen, aber sie selbst bedürfen noch der Rechtfertigung, ihnen selbst gegenüber kann die Frage nicht ausbleiben: Warum denn soll auf den Fortschritt oder die Kultur oder das Glück oder die Nation, warum soll darauf alles ankommen, warum sollen wir dafür alles einsetzen? Wie können wir den Streit zwischen den genannten Zielen entscheiden? Und wenn wir eins dieser Ziele als das höchste behaupten, mit welchem Recht tun wir das und wie können wir es einem andern verwehren, daß er unser Ziel nicht anerkennt und ein anderes Ziel als das höchste behauptet?

Haben wir auf diese Fragen eine Antwort bei der Hand? Wenn das nicht der Fall ist, dann stehen auch wir in der Situation des Nihilismus, und dann sind die Fragen, die Nietzsche nun stellt, auch unsere Fragen, nämlich diese beiden:

1. Woher kommt uns der Nihilismus, dieser unheimlichste aller Gäste?

2. Wie kann er überwunden werden?

Woher kommt der Nihilismus? Wodurch wurde er möglich? Und wodurch wurde er notwendig?

Daß der Nihilismus kam, das wurde dadurch möglich, daß die ihm vorausgehende Weltdeutung, die christliche, selbst schon, wenn auch in einem anderen Sinne, nihilistisch war. Sie war es, sofern sie das Leben, die sinnliche Welt, die Realität entwertete und allen Wert häufte auf ein Jenseits des Lebens, eine übersinnliche, ideale Welt.

Und daß der Nihilismus kam, wurde notwendig, als diese Hinterwelt entlarvt wurde als das, was sie in Wahrheit ist, als nichts. Denn jetzt war mit der Hinterwelt auch aller auf sie gehäufte Wert vernichtet und übrig blieb die reale Welt ohne Wert und Sinn..

So legt sich nun die Frage nach der Herkunft des Nihilismus auseinander in drei Teilfragen:

1. Was ist das Wesen der übersinnlichen Welt und wie ist im Gegensatz zu ihr die sinnliche Welt zu bestimmen?

2. Woher stammt der Glaube an die übersinnliche Welt als die allein wertvolle, die wahre Welt?

3. Wodurch ging dieser Glaube endlich zugrunde?

Zuerst also ist zu fragen nach dem Wesen der übersinnlichen Welt. — Die Scheidung zweier Welten, einer sinnlichen und einer übersinnlichen, und die Häufung alles Wertes auf die übersinnliche Welt („die wahre Welt“, mit Nietzsche zu reden) und die Entwertung der sinnlichen Welt („der scheinbaren“, wie Nietzsche gewöhnlich sagt) ist die Lehre der Philosophie Platons. Das Christentum aber ist nach Nietzsches Wort nichts anderes als „Platonismus fürs Volk“.

Plato ist der Entdecker der übersinnlichen Welt. Er entdeckte sie durch eine Besinnung auf das Wesen des Denkens. Daß das Denken eine andere Art des Sichverhaltens ist als die Anschauung der Sinne, das haben freilich auch schon die Denker vor Plato gewußt, das ist sogar dem vorphilosophischen Bewußtsein bekannt. Was aber dieses nicht weiß und was auch die Denker vor Plato nicht wußten und was Plato zum ersten Male sah, war dies, daß das Denken seine eigenen Gegenstände hat, die von den Gegenständen der Sinne verschieden sind. Mit den Augen sehe ich z. B. ein Haus, u. z. ein bestimmtes einzelnes Haus, dieses Haus, in dem wir jetzt sind, das sein einmaliges Schicksal hat, sein Entstehen und Vergehen, das sich nie gleichbleibt, sondern in ständiger Veränderung begriffen ist. Dagegen kann ich denken so etwas wie Haus überhaupt, das Wesen des Hauses, das was jedem einzelnen Haus als Haus eigentümlich ist, das Haus-Sein. Solches bedeutet das Wort „Haus“: das allen Häusern Gemeinsame, das Allgemeine. Und dies ist nichts Wandelbares und Wechselndes, nichts Entstehendes und Vergehendes — denn das Wort „Haus“ behält ja seine Bedeutung, wenn das einzelne Haus zerstört wird, sondern dies Gedachte „Haus überhaupt“ ist etwas Bleibendes und Unveränderliches. Dies Bleibende und Unveränderliche, das nicht den Sinnen zugänglich ist, sondern ein Übersinnliches, Intelligibles, d. h. durch das Denken Faßbares, nennt Plato eine Idee. Die übersinnliche Welt ist die Welt der Ideen.

Die Welt der Ideen nun dient uns als Maßstab der Erkenntnis und der Beurteilung der sinnlichen Welt. Wir müssen schon wissen, was ein Haus überhaupt ist und sein soll, wir müssen schon eine Idee des Hauses haben, um dies, was wir mit Augen sehen, als Haus erkennen und als gutes oder schlechtes Haus beurteilen zu können. Nur im Blick auf das Sein, das Ideale, wird für uns das Seiende, das Reale, erkennbar und beurteilbar.

Das Sein aber, die Ideen, sind als Gegenstände des Denkens auch selbst ein Seiendes und sie sind für Plato, das ist jetzt der entscheidende Schritt, sogar das höhere Seiende, das Seiendere, wenn man so sagen darf, denn sie sind ein Bleibendes, Dauerndes, die sinnlichen Dinge dagegen sind ein nicht Bleibendes, ein Wechselndes, ein werdendes. Was aber wird, das ist nicht, und was ist, das wird nicht. Die Welt der Ideen ist die höhere, die eigentliche Wirklichkeit, die sinnliche Welt dagegen nur ihr unvollkommenes Nachbild, ein uneigentliches, nichtiges Seiendes.

Damit ist der entscheidende Schritt getan. Um die wirkliche Welt, die sinnliche, erkennen und beurteilen zu können, muß das Denken auf die ideale Welt hinblicken oder vielleicht sogar die ideale Welt erdenken, das ist wahr, — aber wie konnte diese doch selbst zu einer höheren Realität werden? Denn die Begründung, daß nur das Bleibende eigentlich sei, das werdende aber nicht, ist denn das wirklich eine zureichende Begründung? Warum soll denn nur das Bleibende sein? Ist nicht auch das werdende? Ist nicht dieses, das werdende und wechselnde, vielleicht sogar das eigentlich Seiende? Wie kommt es zu der Entwertung der sinnlichen Welt, der Welt des Werdens?

Das war die zweite Frage. Nietzsches Antwort auf diese zweite Frage aber lautet: Diese Umwertung ist die Folge der *décadence*.

Was ist *décadence*? Es ist der Niedergang, die Erschöpfung, die Verdorbenheit des Lebens, Verdorbenheit aber nicht im moralischen Sinne genommen, sondern „Jenseits von Gut und Böse“.

„Ich nenne“, sagt Nietzsche (Antichr. Nr. 6), „ein Tier, eine Gattung, ein Individuum verdorben, wenn es seine Instinkte verliert, wenn es wählt, wenn es vorzieht, was ihm nachteilig ist... Das Leben selbst gilt mir als ein Instinkt für Wachstum, für Dauer, für Häufung von Kraft, für Macht: wo der Wille zur Macht fehlt, gibt es Niedergang.“

„Wille zur Macht“, das ist Nietzsches Formel für das, was nicht nur alles Leben, sondern überhaupt alles Seiende als Seiendes ist. „Und wißt Ihr auch, was mir die Welt ist?“, sagt er W. z. M. 1067. „Soll ich sie euch in meinem Spiegel zeigen?... Diese Welt ist der Wille zur Macht und nichts außerdem. Und auch ihr selber seid dieser Wille zur Macht und nichts außerdem.“ Alles Seiende ist nach der Lehre Nietzsches ein sich selbst Bejahendes, sich selbst Wollendes und sich selbst steigerndes Wollendes. So auch alles Leben und das menschliche Leben.

Aber dieses Leben kann entarten, schwach werden, sich erschöpfen, niedergehen, dekadent werden. Und als Dekadentes ist das Leben, wie Nietzsche sagt, „Ohnmacht zur Macht“. Aber auch als Ohnmacht zur Macht ist das Leben noch, was alles Seiende ist und bleibt, solange es überhaupt ist: Wille zur Macht — aber jetzt ohnmächtiger Wille zur Macht, Wille zur Macht, der nicht eigentlich sein kann, was er doch sein will, Wille, der nicht zur Aktion kommen kann. Als solche Ohnmacht aber wendet sich das Leben gegen sich selbst, es vergiftet sich selbst und wird sich selbst zum Feind. Die einzige Macht, die es jetzt noch erreichen kann, ist die Macht der Zerstörung, die Macht als das das Leben Vernichtende, die Macht des Nichts über das Leben. Und so erfindet sich die Ohnmacht zur Macht neue Werte, die Werte des Ressentiment. Die Werte des mächtigen Lebens sind ein Ja-sagen zu sich selbst, die des Ressentiment dagegen ein Nein-sagen zu einem „Außerhalb“, einem „Anders“, einem „Nichtselbst“, und dies Nein ist die schöpferische Tat der Ohnmacht. Diese reaktive Antwort des Wertsetzens auf ein Außerhalb, diese Umwertung der Werte ist das Wesen des Ressentiment. (Gen. I, 10.) Es ist die imaginäre Rache der Ohnmacht an der Macht, die Entwertung des mächtigen Lebens zu etwas, was nicht sein sollte, weil die Macht als solche böse ist, und es ist die Erfindung einer anderen Welt jenseits der wirklichen als der eigentlich wahren Welt. „Um Nein sagen zu können“ sagt Nietzsche (Antichr. 24) „zu allem was die aufsteigende Bewegung des Lebens, die Wohlgeratenheit, die Macht, die Schönheit, die Selbstbejahung auf Erden darstellt, mußte sich der Genie gewordene Instinkt des Ressentiment eine andere Welt erfinden, von wo aus jene Lebensbejahung als das Böse, als das Verwerfliche an sich erschien.“

Aber so lautet jetzt die weitere Frage: Wie konnte doch diese Décadence-Wertung selbst zur Macht kommen? Was gab den Werten der Ohnmacht die Herrschaft über die Werte des ungebrochenen Willens zur Macht? Mit andern Worten: Wie konnte das Christentum zur Macht kommen, wie konnte es, statt eine Weltdeutung der Schwachen und Ohnmächtigen allein zu bleiben, zu einer Weltmacht werden?

Nietzsches Antwort lautet: Durch den Geist. Der Geist ist es, der hier Herr wird auch über das starke Leben. Die Schwachen haben mehr Geist. Woher aber haben die Schwachen mehr Geist als die Starken? Man muß, antwortet Nietzsche, Geist nötig haben, um Geist zu bekommen. „Macht“, sagt er geradezu, „verdummt.“ Das starke Leben, das des Mächtigen, hat den Geist nicht nötig, — es ist arglos, bedarf nicht der List, der Verstellung, der Klugheit. Die Ohnmacht zur Macht, die doch Wille zur Macht ist, erfindet sich den Geist, und der Geist erfindet sich die andere Welt, das Jenseits.

Der Geist ist nicht ein in das ursprüngliche Leben von außen tretendes feindliches Prinzip (wie Klages Nietzsche verbessernd lehrt), sondern er gehört selbst zum Leben. Menschliches Leben ist niemals ganz ohne Geist. Aber erst die Schwäche des Lebens läßt den Geist erstarken und erst die Ohnmacht zur Macht läßt ihn zur Macht über das Leben, läßt ihn lebensfeindlich werden, zu einem Leben, das, wie Nietzsche sagt, „selbst ins Leben schneidet“.

Aber trotz der Macht des Geistes wäre die *décadence* für sich allein nie zur Macht gekommen, wenn nicht nicht-dekadentes Leben ihre Partei ergriffen und sie zur Macht gebracht hätte. Der Partei der *décadence* erstehen ihr selbst nicht zugehörige Anführer, die den Geist als ein Machtmittel ohnegleichen erraten und die Bewegung der *décadence* benutzen, um sich selbst mächtig zu machen. Diese Anführer der *décadence* sind die Priester.

Der Geist der *décadence* kam zur Herrschaft durch Priester, Priesterkasten und vor allem durch ein ganzes priesterliches Volk. Dies Volk waren die Juden. Nietzsche sagt über sie (Antichr. Nr. 24):

„Die Juden sind das merkwürdigste Volk der Weltgeschichte, weil sie, vor die Frage von Sein und Nichtsein gestellt, mit einer vollkommen unheimlichen Bewußtheit das Sein um jeden Preis vorgezogen haben: dieser Preis war die radikale Fälschung aller Natur, aller Natürlichkeit, aller Realität, der ganzen inneren Welt so gut wie der äußeren. Sie grenzten sich ab gegen alle Bedingungen, unter denen bisher ein Volk leben konnte, leben durfte; sie schufen aus sich einen *Gegensatz*-begriff zu natürlichen Bedingungen, — sie haben, der Reihe nach, die Religion, den Kultus, die Moral, die Geschichte, die Psychologie auf eine unheilvolle Weise in den Widerspruch zu deren Naturwerten umgedreht. Wir begegnen demselben Phänomen noch einmal und in unsäglich vergrößerten Proportionen, trotzdem nur als Kopie: die christliche Kirche entbehrt, im Vergleich zum „Volk der Heiligen“, jedes Anspruchs auf Originalität. Die Juden sind, eben damit, das verhängnisvollste Volk der Weltgeschichte: in ihrer Nachwirkung haben sie die Menschheit dermaßen falsch gemacht, daß heute noch der Christ antijüdisch fühlen kann, ohne sich als die letzte jüdische Konsequenz zu verstehen... Psychologisch nachgerechnet, ist das jüdische Volk ein Volk der zähesten Lebenskraft, welches unter unmöglichen Bedingungen versetzt, freiwillig, aus der tiefsten Klugheit der Selbsterhaltung, die Partei aller *Décadence*-Instinkte nimmt, — nicht als von ihnen beherrscht, sondern weil es in ihnen eine Macht erriet, mit der man sich gegen die „Welt“ durchsetzen kann. Die Juden sind das Gegenstück aller *décadents*: sie haben sie darstellen müssen bis zur Illusion, sie haben sich, mit einem non plus ultra des schauspielerischen Genies an die Spitze aller *Décadence*-Bewegungen zu stellen gewußt (— als Christentum des Paulus), um aus ihnen etwas zu schaffen, das stärker ist als jede *ja sagende* Partei des Lebens.“

So kamen die *Décadence*-Werte zur Macht und so wurde aller Wert dem wirklichen Leben entzogen und auf das Jenseits gehäuft. Wenn nun das Jenseits fällt, wenn es entlarvt wird als Nichts, als eine Erfindung des dekadenten Lebens, dann bleibt nur das Diesseits als einzige Wirklichkeit übrig. Aber das Diesseits bleibt dann doch noch das Wert- und Sinnlose. Dann ist alles sinnlos, nichts lohnt sich; der Nihilismus ist da.

Wodurch aber wird denn nun die Gewißheit der übersinnlichen Welt erschüttert? Wodurch kommt der Glaube an sie als an die wahre Welt ins Schwanken? Nietzsches Antwort ist, daß die platonisch-christliche, d. h. die moralische Weltauslegung, eben an der Moral zugrunde geht, an der moralischen Tugend der Wahrhaftigkeit, der Redlichkeit, deren Ideal die Wahrheit um jeden Preis ist.

Dem ursprünglichen, dem ungebrochenen Leben ist der unbedingte Wille zur Wahrheit fremd. Es bedarf weitgehend der Blindheit, der Ungewißheit, ja sogar des Irrtums. Nietzsche definiert sogar einmal die Wahrheit als „diejenige Art des Irrtums, ohne welche eine bestimmte Art von lebendigen Wesen nicht leben könnte“. Das ist eine paradoxe Definition, die sich, wörtlich genommen, selbst widerspricht. Denn wenn die Wahrheit als eine Art von Irrtum bestimmt wird, was ist dann Irrtum? Von Irrtum kann doch offenbar mit Sinn nur geredet werden im Gegensatz zu einer Wahrheit, die nicht Irrtum ist. Als Bestimmung des Wesens der Wahrheit überhaupt wäre die Definition widersinnig, abgesehen davon, daß sie andern Äußerungen Nietzsches widersprechen würde. Aber Nietzsche will mit diesem Satz, der die Wahrheit als eine Art von Irrtum bezeichnet, keine Definition geben, sondern er will sagen: als Wahrheit gilt einer bestimmten Art von lebendigen Wesen derjenige Irrtum, ohne den sie nicht leben kann. Das Leben will nicht die unbedingte Wahrheit. Aber so kann Nietzsche nur sprechen als ein Lebender, der die Möglichkeit unbedingter Wahrheit, die Möglichkeit lebensgefährlicher Wahrheit ins Auge gefaßt hat.

Eben zu solcher unbedingten Wahrheit vorzudringen, ist aber eine Eigentümlichkeit des dekadenten Lebens. Es will ja gerade sich gegen das starke Leben wenden und hat ein Interesse daran, all das bloßzulegen und ans Licht zu bringen, was verborgen bleiben muß, damit das starke Leben leben kann. Die *décadence* bildet die Tugend der Redlichkeit aus, weil sie ein Machtmittel der Ohnmacht zur Macht ist.

Aber nachdem solche Redlichkeit, solcher bedingungslose Wille zur Wahrheit einmal auf die Bahn gekommen ist, wendet er sich mit Notwendigkeit auch gegen das dekadente Leben und seine Lebensbedingungen, er beginnt auch sie zu zersetzen. Die wahre Welt, die übersinnliche Welt, die Welt des eigentlich Seienden hinter der scheinbaren Welt, sie wird entlarvt als ein Produkt des Ressentiments, als ein Geschöpf des krankgewordenen Willens zur Macht, der Ohnmacht zur Macht. Die Redlichkeit löst die übersinnliche Welt auf, die jetzt sinnlose sinnliche Welt bleibt übrig, der Nihilismus ist da.

So ist verstanden, woher der Nihilismus gekommen ist, und die Frage ist jetzt zweitens: Wie kann er überwunden werden?

Die Antwort scheint leicht: Man schaffe das dekadente Leben ab und damit wird auch alles verschwinden, was dieses hervorgebracht hat: die Abwertung der sinnlichen Welt, die Flucht ins Jenseits und dessen endliche Auflösung — das ursprüngliche Leben wird auch eine ursprüngliche Wertschätzung dieser Welt wiederherstellen.

Aber so leicht ist es in Wahrheit nicht: die *décadence* ist nicht etwas, was man beseitigen könnte. „Sie ist“, sagt Nietzsche, „absolut notwendig und jeder Zeit und jedem Volk eigen. Was mit aller Macht zu bekämpfen ist, ist die Einschleppung des Contagiums in die gesunden Teile des Organismus.“ (W. z. M. 41.) Wie aber das nun zu machen sei, ist nicht so leicht zu sagen. Denn wir haben ja gesehen, daß nicht zufällig die Wertungen der *décadence* die herrschenden geworden sind.

Wir können aber die Abschaffung der *décadence* auch gar nicht wollen. „Die menschliche Geschichte“, sagt Nietzsche in der Gen., „wäre eine gar zu dumme Sache ohne den Geist, der von den Ohnmächtigen in sie gekommen ist.“ Eine Abschaffung der *décadence* wäre ein Verlust, eine Verarmung des Lebens. Und sie wäre zugleich eine Beweis von Mangel an Mut, von Feigheit vor der Wahrheit, sie entspränge der Angst davor, daß der Geist und der unbedingte Wahrheitswille der *décadence* dem Leben schadet und es zugrunde richtet. „Irrtum ist Feigheit“, sagt Nietzsche, und er stellt die Frage: „Wieviel Wahrheit erträgt der Mensch?“ Und die Aufgabe stellt sich nun für ihn so: Kann das Leben so stark gemacht werden, daß es imstande ist, den gefährlichen Reichtum, den die *décadence* in es bringt, zu ertragen, ohne im Ganzen vergiftet zu werden? Der Geist und der Wille zur unbedingten Wahrheit, die aus der *décadence* stammen, die sollen bleiben, und doch soll das Leben sich im Ganzen nicht feind werden, nicht im Nihilismus bleiben.

Aber sogar der Nihilismus selbst ist nicht etwas, was unbedingt abgeschafft werden müßte. Im Gegenteil: „Der Nihilismus“, sagt Nietzsche, „könnte eine göttliche Denkweise sein.“ Wieso könnte er das sein? Weil er nicht notwendig ein Ausdruck der Schwäche zu sein braucht, sondern auch ein Zeichen der Stärke sein könnte, einer Stärke, die auf jeden Glauben an einen vorgegebenen Sinn des Lebens und Zweck der Welt zu verzichten die Kraft hätte, ohne durch solchen Verzicht zu zerbrechen oder dem Leben feind zu werden. Wenn es kein vorgegebenes Ziel gibt, so bleibt doch noch der Wille des Menschen, und ihm bleibt die Freiheit, sich ein Ziel zu setzen. Und diese Freiheit kommt gerade durch den Nihilismus zur Macht. Fortan gilt dem Menschen kein Ziel mehr als verbindlich, das er nicht selbst frei sich gesetzt hätte.

So denkt Nietzsche, und er denkt so als ein echter Sohn der neuzeitlichen Philosophie, die seit ihrem Beginn, d. h. seit Descartes und entschiedener seit Kant, den Menschen als autonomes Subjekt gedacht hat, für den nichts verbindlich ist, als was er selbst kraft seiner Freiheit als verbindlich für sich gesetzt hat.

Aber welches Ziel soll der Mensch sich setzen? Ist es nicht gerade die Folge der Herrschaft der *décadence*, daß alle Ziele gleichgültig geworden sind? Daß das Bewußtsein aufgekommen ist, kein mögliches Ziel lohne sich? Daß das Leben gleichsam sein Gewicht verloren hat?

Was also ist nötig? Dies ist nötig, antwortet Nietzsche, daß das Leben ein neues Schwergewicht bekommt. Und dies Schwergewicht soll ihm kommen gerade aus dem, was seine Not war, aus dem Geist und seinem unbedingten Willen zur Wahrheit, — ein Gedanke ist es, der dem Leben neues Gewicht geben soll, eine Lehre, die Nietzsche lehrt, die Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen.

Nietzsche selbst berichtet im „Ecce Homo“: „Der Ewige-Wiederkunfts-Gedanke, diese höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann, gehört in den August des Jahres 1881: er ist auf ein Blatt hingeworfen mit der Unterschrift: 6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit. Ich ging an jenem Tage am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtigen, pyramidal aufgetürmten Block unweit Surlei machte ich Halt. Da kam mir dieser Gedanke.“

Der Anblick des massigen Felsens ruft in Nietzsche den Gedanken hervor, der dem Leben ein neues Schwergewicht geben soll. Das Blatt, das Nietzsche in der angeführten Stelle erwähnt, ist erhalten. Die Überschrift lautet: Die ewige Wiederkunft. Entwurf. Weiter unten auf dem Blatt heißt es dann unter Nummer fünf: „Das neue Schwergewicht: die ewige Wiederkunft des Gleichen“.

Die erste Veröffentlichung findet sich in der „Fröhlichen Wissenschaft“, die 1882 veröffentlicht wurde. Der letzte Aphorismus dieses Werkes bringt den Anfang des „Zarathustra“, und der vorletzte, der 341., dessen Grundgedanken. Dieser Aphorismus lautet so:

„Das größte Schwergewicht. — Wie, wenn dir eines Tages oder Nachts ein Dämon in deine einsamste Einsamkeit nachschliche und dir sagte: „Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch einmal und noch unzählige Male leben müssen; und es wird nichts Neues daran sein, sondern jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und Seufzer und alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muß dir wiederkommen, und alles in derselben Reihe und Folge — und ebenso diese Spinne und dieses Mondlicht zwischen den Bäumen, und ebenso dieser Augenblick und ich selber. Die ewige Sanduhr des Daseins wird immer wieder umgedreht — und du mit ihr, Stäubchen vom Staubel! — Würdest du dich nicht niederwerfen und mit den Zähnen knirschen und den Dämon verfluchen, der so redete? Oder hast du einmal einen ungeheuren Augenblick erlebt, wo du ihm antworten würdest: „Du bist ein Gott und nie hörte ich Göttlicheres! Wenn jener Gedanke

über dich Gewalt bekäme, er würde dich, wie du bist, verwandeln und vielleicht zermalmen; die Frage bei allem und jedem: „Willst du dies noch einmal und noch unzählige Male?“ würde als das größte Schwergewicht auf deinem Handeln liegen! Oder wie müßtest du dir selber und dem Leben gut werden, um nach nichts mehr zu verlangen als nach dieser letzten ewigen Bestätigung und Besiegelung?“ —

Durch den Wiederkunftsgedanken fällt auf das flüchtige Leben das größte Gewicht. Jeder Augenblick ist ewig, da er ewig wiederkehrt. Diese Lehre bedeutet einerseits den extremsten Nihilismus: das Nichts, d. h. das Sinnlose, der faktische Weltlauf mit all seinen Zufällen, ist ewig. Aber sie bedeutet zugleich die Überwindung des Nihilismus. Wir drücken, sagt Nietzsche, das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben, dem Werden prägen wir die Gestalt des Seins auf. „Dieser Gedanke“, sagt Nietzsche wörtlich (IVS. 18), „enthält mehr als alle Religionen, welche das Leben als flüchtiges verachten und nach einem unbestimmten andern Leben hinblicken lehrten.“

Nietzsche hat versucht, den Wiederkunftsgedanken als eine physikalische Theorie zu beweisen und er hat sogar als reifer Mann geplant, noch einmal wieder Student zu werden, naturwissenschaftliche Studien zu machen, um sich die Mittel zu dem geplanten Beweis zu verschaffen. Er hat den Plan nicht ausgeführt und den Beweis nicht erbracht, und er konnte auch mit den Mitteln der damaligen Naturwissenschaft nicht geführt werden und kann es auch mit den Mitteln der heutigen nicht. Aber nicht die Erkenntnis davon ist der Grund, daß Nietzsche den Beweisplan aufgab, sondern er tat es, weil sein eigentliches Interesse nicht dieser kosmologischen Vorstellung als solcher galt, sondern vielmehr der Wirkung dieses Gedankens und der Wirkung des Glaubens an diese Lehre auf die Menschen. Nicht als naturwissenschaftliche Theorie ging ihn die Wiederkunftslehre etwas an, sondern allein als Schwergewicht für das Leben. Und dazu genügt, wie Nietzsche gelegentlich einmal bemerkt, schon der Gedanke der Möglichkeit der Wiederkunft. Es kommt nicht darauf an, über die ewige Wiederkehr zu grübeln, sondern das Seiende zu denken mit dem Gewicht, das der Wiederkunftsgedanke ihm verleiht.

Was aber hat solches Denken zur Folge? Es hat zur Folge einen Willen, der nicht mehr ausweichen kann, der in dieser Welt sein höchstes Ziel suchen muß. Für das Handeln des Menschen in dieser Welt ein oberstes Ziel zu setzen, ist aber das Wesen der Politik. Und daher kann Nietzsche sagen: „Erst seit mir ist große Politik möglich“, nämlich eine Politik, die soweit ausgreift, wie der Mensch überhaupt ausgreifen kann: über das Ganze der Erde. Was soll, das ist die Frage, die solche Politik sich stellen muß, aus der Erde im Ganzen und aus dem Menschen auf der Erde werden? Was soll der Mensch aus sich selbst machen? Nietzsche sieht die Zeit kommen, in der diese Frage brennend werden wird. Noch ist (nämlich zu Nietzsches Zeit) das Zeitalter der nationalen Kriege, aber es hat nach seiner Meinung nur Zwischenaktscharakter, schon das nächste Jahrhundert (das unsrige also), sagt er, bringt den Kampf um die Erdherrschaft und den Zwang zur großen Politik.

Aber welches ist nun das Ziel, das die Herren der Erde verfolgen sollen? Wozu soll der Mensch als Ganzes gezogen und gezüchtet werden?

Dies Ziel, so lautet Nietzsches Antwort, ist der Übermensch. „Der Übermensch“, heißt es im Zarathustra, „ist der Sinn der Erde. Euer Wille aber sage: Der Übermensch sei der Sinn der Erde!“

Was heißt „Übermensch“, und warum ist dies Ziel nunmehr notwendig?

Der Übermensch ist kein Ideal. Denn jedes Ideal ist eine Gestalt der übersinnlichen Welt, die der sinnlichen als Maß vorgehalten wird. Die Ohnmacht zur Macht ist es, welche das natürliche Leben den Idealen unterwirft, um sich selbst zur Macht zu bringen. Als solche Erfindungen der Ohnmacht zur Macht stehen die Ideale notwendigerweise im Gegensatz zur Natur. Jedes Ideal muß unnatürlich sein, weil sein Sinn gerade ist die Herrschaft über die Natur.

Der Nihilismus hat alle Ideale oder, wie Nietzsche sagt, alle Götzen gestürzt. Es kann sich jetzt nicht darum handeln, neue Ideale an die Stelle der alten zu setzen. Wohl redet Nietzsche von einer Umwertung der Werte und davon, daß wir neue Werte nötig haben. Aber das heißt nicht, daß nur andere Werte an die Stelle der bisherigen treten müssen, sondern zuvor dies, daß das Wesen dessen, was überhaupt ein Wert ist, sich ändern muß.

Der Wert kann nicht mehr ein Ideal sein, dem die Natur unterworfen wird, sondern der oberste Wert ist jetzt das wirkliche Leben, die Natur selbst, die als ewig wiederkehrende das Ewige ist. Die Natur aber ist Wille zur Macht, d. h. aber Macht, die in sich selbst verlangen nach mehr Macht, nach Steigerung ihrer selbst ist. Steigerung der Natur in ihrer höchsten Gestalt, d. h. aber Steigerung des Menschen als Natur, und d. h. Übermensch.

„Auch ich“, sagt Nietzsche, „rede“ (wie einst Rousseau) „von einer Rückkehr zur Natur“, aber er redete in einem ganz andern Sinn davon; „denn“, so fährt er fort, „eigentlich (ist es) kein Zurückgehen, sondern ein Hinaufkommen, — hinauf in die hohe, freie, selbst furchtbare Natur und Natürlichkeit, eine solche, die mit ganz großen Aufgaben spielt, spielen darf... Um es im Gleichnis zu sagen: Napoleon war ein Stück Rückkehr zur Natur, wie ich es verstehe. (Götzend. 48.) Gegen alle Ideale, die den Menschen verbessern wollen, sich wendend, sagt Nietzsche: „Der Mensch muß besser und böser werden.“

Der als Natur aufs Höchste gesteigerte Mensch ist der Übermensch. Man hat Nietzsche manchmal so verstanden, als handle es sich um eine

Fortbildung des Menschen zu einer höheren Art von Lebewesen, um die Fortsetzung des bisherigen Prozesses der Entstehung der Arten: vom Affen zum Menschen, vom Menschen zum Übermenschen. So ist es nicht gemeint. Auch der Übermensch ist ein Mensch, aber ein Mensch von größerer Macht und Fülle des Lebens als er jetzt hat. Wohl denkt Nietzsche auch an Zucht und Züchtung, an Verbesserung der Rasse und Auslese in der Generationenfolge. Aber eins ist wesentlich zu wissen: Worauf es ankommt, das ist nicht eine Gattung, ein Volk, eine Rasse, sondern immer nur die einzelnen, die höchsten Exemplare, Herrennaturen, als deren Vorspiel Renaissancegestalten wie Cesare Borgia erscheinen. Dies Erscheinen einzelner höchster Exemplare setzt gerade das gleichzeitige Dasein von Herdenmenschen, selbst von *décadence* und nihilistischer Gegenbewegung gegen das aufsteigende Leben voraus, aber die höchsten Gipfel sind es, die das ganze Dasein rechtfertigen. Solche Gipfel erreichen, das ist es, was das Leben selbst als Wille zur Macht will, und um solcher Gipfel willen will es sich selbst, will ewig sein und immer wiederkehren.

Die ewige Wiederkunft macht das Ziel des Übermenschen notwendig.

Damit sind wir am Ende. Wir sehen: Nietzsches Gedanken sind keine Beschäftigung eines abseits der Geschichte lebenden Gelehrten, sondern sie kämpfen gegen eine Not, die auch unsere Not ist. Der Nihilismus, den Nietzsche heraufkommen sah, ist da. Nietzsches Kampf gegen ihn muß auch unser Kampf sein. Es bleibt die Aufgabe der Philosophen, Nietzsches Lehre zu prüfen. Was wir aber alle von ihm lernen können ist dies, daß die Macht des Nihilismus nicht zur Gleichgültigkeit und Selbstaufgabe zu führen braucht, sondern daß gerade daraus, daß man ihm offen ins Gesicht blickt, die Kraft gewonnen werden kann, sich einzusetzen für die Größe des Menschen.

Anmerkung: Von der unübersehbaren Literatur über Nietzsche ist es besonders das Buch von Karl Jaspers gewesen, aus dem der Verfasser gelernt hat, noch mehr aber lernte er aus mehreren Vorlesungen Martin Heideggers über Nietzsche.